Das Dokument

Caroline Pierson



Das Document.

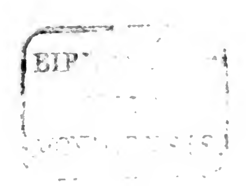
Eine Familiengeschichte

von

R. L. Hahn,
Verfasser von „Der Verschwundene", „Starhemberg" u. s. w.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.





Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Dem Meister

Emil Devrient

aus Dankbarkeit

für seine

unvergeßlichen Darstellungen

hochachtungsvollst zugeeignet

vom

Verfasser.



Erstes Buch.

Wenn wir uns wiedersehn, so lächeln wir
Wo nicht, so ist der Abschied wohlgethan.
Shakspeare's „Julius Cäsar."

An einem wunderbar schönen Maiabende des Jahres 185. glitt ein Kahn langsam den Rheinstrom hinab, in welchem sich außer dem Ruderer, der ein hochaufgeschossener Landbube war, ein junges Paar befand, welches sich, Hand in Hand neben einander sitzend, an dem Reize der Gegend erfreute.

„Wie prachtvoll dieses Jahr die Obstbäume blühen", sagte nach langem Schweigen die junge Frau und ließ ihre schönen dunklen Augen mit dem Ausdrucke innigster Liebe auf dem Antlitze des Mannes ruhen. „Reiche Obsternten freuen mich mehr, als ich sagen kann; ich denke dabei an die fröhliche Kinderwelt und an meine eigene Kinderzeit, an des Vaters Garten, der so schön war! Alfred, ich möchte ihn Dir nur einmal zeigen können!"

„Du würdest ihn verändert finden, meine Hermine,

nicht nur vielleicht manchen Baum, auch die alten lieben Gesichter vermissen, welche sonst Deinen Garten Dir theuer und heimisch machten; darum ist es besser, Du siehst Deine Heimat nicht wieder, sie lebt um so schöner in Deiner Erinnerung fort. Einen gleichgültigern Ort kann man nach Jahren wieder besuchen, sich über die Veränderungen, welche indessen mit ihm vorgegangen sind, freuen oder wundern, oder auch sie mit geringem Interesse betrachten, aber eine Stätte, welche uns an das Herz gewachsen ist, muß man niemals verlassen oder sich nur auf kurze Zeit von ihr trennen. Alles verändert, ganz verändert finden, das thut bitter weh."

Der junge Mann flüsterte die letzten Worte nur, als spräche er zu sich selbst. Seine Gattin verstand den Grund seiner Trauer nicht ganz, aber sie empfand, daß sie eine wunde Stelle in Alfred's Gemüth berührt hatte; deshalb schlang sie leise den Arm um seinen Nacken und küßte ihn. Er zog sie innig an sich und sagte: „Es ist wahr, wohin das Auge blickt, findet es Blüten, die Rebenhügel sind auch schon grün, und bald werden wieder die Zugvögel aus England und Norddeutschland kommen, um den Rhein auf und ab zu fahren und seine schönen Ufer kennen zu lernen."

„Darum müssen wir jetzt die Tage noch recht ge-

nießen, ehe es allzu lebendig auf dem Strome wird", sagte Hermine. „Ich weiß, Du denkst ebenso wie ich mein Alfred, ich weiß, daß wir in Allem übereinstimmen!"

„Es ist wahr, Hermine, ich glaube, es gibt kein zweites Paar, was so innig harmonirte wie Du und ich, und zuweilen freut mich sogar dieses oder jenes äußere Ungemach, denn sonst könnte ich mein Glück nicht tragen!"

„Findest Du, daß Glück zu tragen so schwer ist?" sagte die junge Frau und sah ihn mit großen Augen fragend an, wie ein wißbegieriges Kind.

Alfred antwortete lachend: „Als Doctor der Philosophie und gewesener Privatdocent an der Universität zu Heidelberg sollte ich Dir mit einer langen, möglichst verworrenen Abhandlung antworten, welche mit der Frage begönne: Was ist Glück? Allein als Freund der Klarheit sage ich Dir, für mich hat großes Glück eine gewisse Schwere. Ich erinnere mich, wie ich als Kind die erste prächtige Weihnachtsbescherung sah, den großen, mit unzähligen Flämmchen geschmückten Tannenbaum und all die schönen Sachen, welche mir gehören sollten, da blieb ich stumm, das Auge voll Thränen, im hellen Saale stehen, während alle um mich her lachten und jubelten. Als ich zwölf Jahre später auf dem Gymnasium den

ersten Preis erhielt, konnte ich nur mit Mühe eine Rührung zurückhalten, welche den Spott meiner Kameraden erregt haben würde, und als ich mein höchstes Glück errang, Dich, meine Hermine, da war mir, als ob ich sterben möchte, denn sobald mir nichts zu wünschen bleibt, ist mir zu Muthe, als sollte ich oder könnte ich doch das Theuerste verlieren. Dagegen habe ich Schicksalsschlägen schon muthig die Stirn geboten und durch die kleinlichen Quälereien, welche das menschliche Leben mit sich bringt, mich niemals länger als einige Minuten stören lassen, ja ich habe mein Glück dann zweifach genossen, wie der erfrorene Wanderer sich am flammenden Kamine und bei einer Tasse duftigen Thees behaglicher befindet, als der scheinbar Glücklichere, welcher im Unwetter zu Hause bleiben darf. Doch, liebste Hermine, da ist unser Häuschen; ist es Dir recht, so trinken wir unsern Thee, den ich auch im Sommer nicht entbehren mag, unter den blauen Syringabäumen; ich verspreche Dir auch heute eine höchst interessante Novelle zum Nachtisch."

Alfred half der Frau aus dem Kahn und beide traten in das kleine Haus, welches eben nur Raum genug für das Ehepaar, dessen lieblichen Knaben und eine ältliche treue Dienerin hatte, welche Herminen hierher gefolgt war.

Die junge Mutter ging in das Schlafgemach, wo

des Kindes Bettchen neben ihrem Lager stand; sie betrachtete das schöne schlafende Wesen und faltete die Hände, dann kehrte sie, nachdem sie Gertrud einige Befehle gegeben hatte, zu dem Gatten zurück.

Sie fand ihn in seinem Arbeitszimmer in das Lesen eines Briefes so sehr vertieft, daß er ihr Kommen nicht bemerkte; im Spiegel, dem Alfred sein Gesicht zugekehrt hatte, sah sie, daß er sehr bleich war. Jetzt legte er den Brief zusammen und schob ihn in ein Fach seines Schreibtisches, aber ihr entging es nicht, daß seine Hand zitterte. Dann erbrach er das Siegel eines zweiten Schreibens und vertiefte sich in dessen Inhalt, steckte dann dasselbe zu sich und stand auf.

Hermine wußte nicht, ob sie Alfred nach der Ursache seines veränderten Aussehens fragen sollte. Er hatte einigemal ihr bei ähnlichen Vorkommnissen in seiner liebevollen Weise gesagt, sie möge ihn niemals fragen; so kam es, daß sie es jetzt nicht wagte, aber ihr Herz pochte ungestüm, ihr Lächeln, mit dem sie ihn zum Thee in den Garten einlud, war erzwungen; ihm fiel es offenbar nicht auf, denn sonst würde er sie beruhigt haben.

Allein es war nicht Alfred's Gewohnheit, sich lange seinem Unmuthe hinzugeben, lebten ihm doch die höchsten Güter seines Lebens, sein Weib und sein Kind. Heiter

wie immer nahm er seinen Platz neben Herminen und genoß den schönen Abend, als ob nichts Unangenehmes ihn berührt habe.

Nur leicht warf er im Laufe des Abends hin, daß sein Freund, der Professor Felmer in Berlin, ihm geschrieben habe, er sei thätig für ihn, um ihm an irgend einer preußischen Hochschule das Amt eines Professors zu verschaffen, was er auch annehmen werde, ungeachtet seiner Liebe zur Unabhängigkeit, denn ein kleiner Verlust habe ihn getroffen und er denke an Herminens und des kleinen Franz Zukunft.

Hermine war voll Vertrauen zu ihrem Alfred; ein kleiner Verlust, ihm vielleicht ihretwegen empfindlich, konnte auch ihre Glückseligkeit nicht beeinträchtigen, also war sie wieder fröhlich wie immer dem geliebten Manne gegenüber, und der Abend verstrich, wie dem Paare schon mancher entschwunden war, voll Harmonie und Liebe.

Als Hermine am andern Morgen, wie sie stets zu thun pflegte, mit dem kleinen Franz auf dem Arme in Alfred's Zimmer ging, fand sie ihn nicht; rasch schlüpfte sie in den Garten, denn da er fast immer aufstand, wenn sie noch schlief, hatte ihn Hermine an schönen Morgen schon mehrmals da gefunden; allein auch hier war Alfred nicht; statt seiner kam Gertrud, welche das Frühstück brachte. Sie erzählte, daß der Herr schon mit dem ersten Tages-

grauen das Haus verlassen und ihr aufgetragen habe, falls er nicht um sieben Uhr zurück sei, das Briefchen, welches sie hier in der Tasche habe, der Frau Stern zu übergeben.

„Gib, gib“, rief ihre Herrin, erbrach es hastig und las:

„Geliebte Hermine, ein unaufschiebliches Geschäft zwingt mich sofort nach Köln zu reisen; spätestens heute Abend bin ich zurück. Sei ohne Sorgen, Du hast keinen Grund dazu. Gott behüte Dich und unsern Franz! Auf baldiges Wiedersehen!

Dein Alfred.“

Nachdenklich und niedergeschlagen legte Hermine das Billet vor sich hin; seit den zwei Jahren, welche sie als Alfred's Frau an dessen Seite gelebt hatte, war er noch niemals länger als einige Stunden von ihr entfernt gewesen, und damals hatten Berufsgeschäfte ihn aus dem Hause gerufen; sie hatte gewußt, weshalb er sie verließ, wann er wieder kam, heute sollte sie ihn den ganzen Tag vermissen, in qualvoller Ungewißheit leben, nicht einmal vermuthen können, was ihn nach Köln gerufen.

Unberührt schob sie das Frühstück zurück, selbst des kleinen Franz liebliches Lächeln vermochte nicht sie aufzuheitern und zu beruhigen. Sie fand Alfred's Benehmen nicht ganz gerecht und liebevoll gegen sie. Warum theilte

er nicht ihr, deren Innerstes offen vor ihm lag, seine Geheimnisse mit, warum verurtheilte er sie zu den Peinigungen, welche jede Ungewißheit selbst über das ruhigste Gemüth bringt?

Da fiel ihr Blick auf einen Spruch Rückert's, den Alfred einst mit zierlicher Schrift aufgezeichnet und unter Glas und Rahmen über seinem Arbeitstisch aufgehängt hatte. Sie las:

Wenn es Dir übel geht, nimm es für gut nur immer,
Denn wenn Du's übel nimmst, so wird es nur noch schlimmer.
Und thut ein Freund Dir weh, verzeih's ihm und versteh',
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er Dir nicht weh.
Doch wenn Dich Liebe kränkt, sei Dir's zur Lieb' ein Sporn,
Daß Du die Rose hast, bemerkst Du auch am Dorn!

„Verzeihung, Alfred", sagte Hermina leise, zu dem Bilde ihres Gatten aufblickend; ihre Zweifel, ihr Mißtrauen waren verschwunden.

„Das beste Heilmittel gegen Seelenleiden ist Arbeit", hatte Alfred einst gesagt; sie beschloß, es anzuwenden. Ruhig wie immer suchte sie ihren Franz auf, leistete ihm alle die süßen mütterlichen Dienste, legte ihn nach dem Bade in sein Bettchen und machte sich dann in dem ziemlich großen Garten zu schaffen, der sich hinter dem Häuschen bis zu dem Weinberge des Nachbars hinzog.

Noch waren Blumen anzubinden, Samen auszustreuen, die Georginen in die Erde zu legen, hier und da Raupen von den Rosenbäumchen abzunehmen; in dem Umgange mit der Pflanzenwelt verstrich der Morgen, Hermine war mit sich zufrieden. Später brachte Gertrud den Kleinen in den Garten und deckte uuter den blühenden Bäumen für ihre Herrin den Tisch, an welchem Mutter und Kind zufrieden speisten.

„So ist es recht", sagte Gertrud. „Der Herr Doctor hat mir, bevor er wegging, noch befohlen, darauf zu sehen, daß Sie auch das Mittagsmahl nicht verschmähten; er sagte mir, der gute Herr, daß ihm in der Nacht eingefallen sei, es sei besser, er mache sein Geschäft persönlich statt schriftlich ab, und Ihren Schlummer hatte er nicht stören wollen."

Hermine lächelte. Was konnte sie jetzt noch Anderes empfinden als Liebe und Vertrauen und das unbeschreibliche Glück, welches wir bei der Hoffnung fühlen, daß uns bald der Entfernte, den wir über Alles lieben, wiederkehrt?

Für gewöhnliche Weltmenschen mochte es vielleicht unbegreiflich scheinen, daß ein junges Paar, schon über zwei Jahre ohne allen Umgang lebend, ganz auf sich selbst angewiesen, so durch und durch glücklich war, daß es niemals Langeweile oder Sehnsucht nach anderer

Gesellschaft empfand, allein wer beide näher kannte, konnte das nur natürlich finden.

Hermine war die Tochter eines armen adligen Offiziers, welcher in den ersten Jahren seiner Ehe gestorben war. Ihre Mutter, aus einem sehr vornehmen Hause stammend, hatte wider den Willen ihrer Familie geheirathet und erhielt auch als Wittwe nicht die geringste Unterstützung. Allein Frau von Rainsdorf besaß neben großer Herzensgüte auch viel Muth. Sie verkaufte allen Schmuck und was sie sonst noch an Luxusgegenständen besessen hatte, richtete sich in einer billigen Stadt bescheiden, aber anständig ein und benutzte ihre Sprachkenntnisse, um für eine große Verlagsbuchhandlung Romane aus dem Französischen und Italienischen zu übersetzen. Dabei behielt sie hinreichend Zeit übrig, um ihrem einzigen Kinde eine vortreffliche Erziehung zu geben; auch sparte sie das Geld nicht, um Herminens prachtvolle Stimme so ausbilden zu lassen, daß man sie eine Gesangskünstlerin nennen konnte.

Als Hermine acht Jahre zählte, schieden die Aeltern ihrer Mutter aus dem Leben; auf ihrem Todtenbette —

sie starben beide an einem Tage an der Cholera — hatten sie der Tochter verziehen; aber da sie schnell und unvorbereitet aus der Welt gingen, blieb das Testament, welches sie enterbte, unverändert.

Ihr ältester Bruder, der Majoratsherr, befand sich damals in Italien; ihre fünf Geschwister meinten, daß sie für ihren Stand und ihre Verhältnisse selbst sehr wenig hätten, keins derselben trat freiwillig an Frau von Rainsdorf etwas ab, diese aber fühlte sich schon glücklich, daß die Ältern nicht in das Grab gestiegen waren, ohne ihr ihren Segen hinterlassen zu haben.

Der älteste Bruder, der beste unter ihren Geschwistern, der in seiner Kinderzeit diese Schwester am meisten geliebt hatte, schrieb nach dem Tode der Ältern zuweilen an Frau von Rainsdorf und legte stets ein kleines Geldgeschenk für Hermine bei, welche nach ihm, der Hermann gerufen ward, genannt war. Als daher neun Jahre nach dieser Versöhnung Frau von Rainsdorf ihr Ende herannahen fühlte, schrieb sie an diesen Bruder und empfahl ihm und seiner Großmuth die verwaiste Tochter.

Graf Hermann war kein Mann ohne Herz; er fühlte sich durch das Vertrauen seiner Schwester gerührt und als Verwandter verpflichtet, dem verlassenen Mädchen seinen Schutz angedeihen zu lassen. Seine Gemahlin, eine

noch immer schöne, auf Geburt und Reichthum stolze Dame, welche aber ebenfalls nicht ohne Gutmüthigkeit, nur sehr egoistisch war, hatte nichts dagegen, die Waise bei sich aufzunehmen. In dem großen Schlosse gab es ja Zimmer genug, und Hermine konnte sich ihr und ihren Töchtern, einem dreizehnjährigen Zwillingspaare, nützlich machen. Dies waren die Gedanken und die nur milder ausgedrückten Aeußerungen der Gräfin Eulalie, und so ward denn eine alte Dienerin abgesandt, Hermine von Rainsdorf aus ihrer bisherigen Heimat nach Schloß Kaltenstein abzuholen. Die Gräfin, in der Regel nur mit sich beschäftigt, that noch mehr; sie gab Befehl, ein freundliches Gemach neben der Erzieherin ihrer Töchter für Hermine einzurichten und in demselben das Portrait ihrer Mutter aufzuhängen, welches sich noch unter den Familienportraits befunden hatte. Die Gräfin hatte dafür die Genugthuung, daß der Graf ihr die Hand küssend sagte: „In Wahrheit, beste Eulalie, Du bist die Güte und Liebenswürdigkeit in höchster Potenz!“

Diese Worte, welche nicht ungehört blieben, erweckten im ganzen Schlosse ein Echo, und Gräfin Eulalie, die sich geschmeichelt fühlte, sah dem Kommen der armen kleinen Nichte mit Vergnügen entgegen.

Spät abends war Hermine in dem alten Schlosse, wo ihre Mutter geboren war, eingetroffen. Eine alte

Dienerin, welche ihre Mutter noch gekannt hatte, bediente sie mit Speisen und erzählte ihr viel von dieser unvergessenen, geliebten Frau, deren Bild sie von der Wand herab anlächelte. Von ihren Verwandten erschien Niemand, sie zu bewillkommnen; sie waren bei einem Feste, welches ein junger Gutsnachbar, den Tag seiner Mündigkeit zu ehren, anstellte.

„Bleiben Sie nur ganz ruhig, Fräulein", sagte die alte Dienerin, welche sich später noch einmal blicken ließ; „morgen bringe ich Ihnen das Frühstück und werde Ihnen sagen, wann Sie der Frau Tante und dem Herrn Oheim vorgestellt werden sollen; jetzt legen Sie sich schlafen und träumen Sie süß."

Am andern Morgen erschien auch die Alte und setzte sich zu ihr, um ihr dies und jenes zu erzählen und ihr beim Ankleiden behülflich zu sein.

„Fassen Sie nur Muth und seien Sie nicht allzu niedergeschlagen", sagte die gutmüthige Frau, „unsere Herrschaften lieben die traurigen Gesichter nicht."

„Kann ich fröhlich sein; jetzt, nachdem ich vor kaum einem Monate mein Theuerstes auf der Welt begraben sah?" erwiderte mit bebender Stimme Hermine.

„Weinen Sie im Stillen, Herminchen — Sie erlauben einer alten treuen Seele wohl diese Benennung — im

Stillen, nur nicht vor der Welt. Der Herr Oheim, um mit ihm anzufangen, übernahm die Güter sehr verschuldet; er war rastlos thätig und hat sich mit seinem Fleiße, seiner Umsicht und dem schönen Vermögen der Frau Gräfin nicht nur herausgearbeitet, sondern wir legen jährlich noch zurück für die jungen Gräfinnen, da doch Graf Albrecht nach des Papas Tode einmal die Güter ungetheilt erhalten muß. Der Herr Graf lieben die Arbeit, zur Erholung die Jagd und dann und wann einen Gast. Die Frau Gräfin sind dreiunddreißig Jahre alt, noch sehr hübsch, und haben es gern, wenn man ihre Töchter für ihre jüngern Schwestern hält. Sie werden noch in der Schulstube gehalten, wohin sie auch gehören, und ich glaube nicht, daß sie jemals halb so hübsch werden wie ihre Mama. Graf Albert ist sechs Jahre alt und der Liebling der Frau Gräfin, obgleich sie auch das Wohl der Töchter stets im Auge hat. Clotilde, die älteste, ist einem jungen, einfältigen, aber reichen Vetter der Frau Gräfin zur Gemahlin bestimmt, Malwine möchte man gern an unsern Nachbar, den Grafen Leo vermählen; seine Mutter wünscht es auch, und so wird diese Verbindung wohl zu Stande kommen, wenn Malwine sechzehn Jahre alt ist. Der Schloßkaplan ist ein ältlicher, stiller Mann, der sich um nichts als um seine Pflichten kümmert; die Gouvernante, Fräulein Waldinger, ist noch

jung, sehr unterrichtet, witzig, gescheidt, aber innerlich voll Hochmuth, malitiös und ich glaube, voll unterdrückter Erbitterung gegen die gnädige Frau, die eben handelt und denkt, wie es ihre Erziehung mit sich bringt. Sie glaubt wirklich, daß die Adligen eine besondere Menschenrasse sind, und sieht auf den sogenannten niedern Adel mit großem Mitleid herab. Deshalb, Fräulein, rathe ich Ihnen, obgleich die Frau Gräfin Ihre Tante sind, dieselbe gnädige Gräfin zu tituliren, bis dieselbe es anders befiehlt."

Die gute Frau entfernte sich jetzt, und Hermine blieb mit schwer zu bekämpfender Bangigkeit allein; aber von Kindheit auf an Arbeit gewöhnt, begann sie ihre Koffer auszupacken, Kleider und Bücher in Schränke und Kommoden zu räumen, dann trug sie die leeren Koffer und Kistchen in eine kleine Nebenkammer, ordnete das Gemach und gab den Blumen frisches Wasser, denn die alte Dienerin hatte das Zimmer mit diesen freundlichen, stummen und doch so wohlthuenden Gefährten des Menschen geschmückt.

Jetzt endlich, nachdem sie wohl eine Stunde in einem Lieblingsbuche ihrer Mutter gelesen hatte, wurden Männertritte vor ihrem Gemache hörbar, und nach kurzem Pochen, auf welches Hermine ein schüchternes Herein! rief, trat ein ernster, hochgewachsener Mann von untadel-

hafter Haltung ein, welcher Aehnlichkeit mit ihrer verstorbenen Mutter hatte.

„Willkommen in meinem Hause, Hermine!“ rief er ihr zu und reichte ihr die Hand.

Das Mädchen zog sie an die Lippen, er lächelte ein wenig, legte die andere Hand einen Augenblick sanft auf ihren Kopf und sagte: „Komm jetzt, ich will Dich der Schloßfrau vorstellen und dann zu meinen Töchtern führen. Meine Frau ist gutmüthig, suche ihr zu gefallen; ich mische mich nicht in Frauenangelegenheiten; mir bist Du angenehm, suche Dir nun die Gunst der Gräfin zu erwerben.“

Durch diesen Empfang wenn auch nicht niedergeschlagen, doch auch nicht erwärmt, folgte Hermine mit großer Schüchternheit dem Oheim, der sie eine schmale Treppe hinab über einen großen düstern Gang durch zwei hohe, elegante Gemächer in das Wohnzimmer der Gräfin führte.

Diese saß in der Fensternische über ihren Stickrahmen gebeugt, denn sie unterhielt sich gern mit Anfertigung von Stickereien von bunter Seide und feiner Wolle. Ohne aufzusehen, rief sie dem Grafen zu: „Ah, Hermann, bringst Du die Kleine?“

„Sie will Dir die Hand küssen und sich Deiner Huld empfehlen“, antwortete der Graf.

Hermine näherte sich ein wenig, die Schloßdame erhob sich und blickte auf, fuhr aber beinahe erschrocken zurück, als sie statt eines kleinen kindischen Mädchens eine tadellos schöne Jungfrau erblickte, deren hohe schlanke Gestalt die kleine, etwas zu volle der Gräfin beinahe um einen Kopf überragte. Gräfin Eulalie hatte zu viel Schönheitssinn, zu viel Frauen der großen Welt gesehen, um nicht sogleich zu bemerken, daß Hermine von einer ganz ungewöhnlichen Schönheit war, die selbst im Kreise der reizendsten Mädchen anerkannt werden mußte und neben welcher sie sich ausnahm wie ein Kammerzöfchen.

Doch besaß sie zu viel Takt und Selbstbeherrschung, um zu verrathen, was in ihr vorging. Nicht ohne Freundlichkeit reichte sie ihr die Hand und sagte: „Willkommen, Kind! Ich will Dich zu meinen Töchtern führen, sie werden sich freuen, in Dir eine Gespielin zu erhalten. Es ist ein Glück für Dich, daß Du hierher gekommen bist, denn in dem kleinen Städtchen und in den Verhältnissen, worin Du bisher lebtest, hattest Du nicht Gelegenheit, Dir die Kenntnisse zu erwerben, welche Du später in der Welt zu Deinem Fortkommen brauchen wirst; Du sollst daher an dem Unterricht meiner Töchter Theil nehmen. Hörst Du Kind?“

Hermine verbeugte sich und flüsterte einige Worte;

die Gräfin faßte sie bei der Hand und zog sie in das Schulzimmer, wo Fräulein Waldinger sich mit den Comtessen befand, um ihnen eben Klavierstunde zu geben.

Die Gouvernante, ein hübsches, sehr brünettes Mädchen von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, deren dunkler Teint den zarten weißen und rothen Farben der blonden Gräfin zur Folie diente, erhob sich beim Eintritt der Schloßdame und verneigte sich tief; dabei blickte sie scharf über den Kopf der Gebieterin auf Hermine, welche bescheiden hinter ihrer Tante stand und den Kopf senkte.

„Guten Tag liebe Waldinger“, sagte die Gräfin mit ungewöhnlicher Freundlichkeit. „Hier bringe ich Ihnen eine Mündel des Grafen, Fräulein von Rainsdorf. Nehmen Sie dieselbe unter Ihre Obhut.“

„Zu Befehl Frau Gräfin“, sagte die Gouvernante.

„Sie werden ja bald sehen, was dem Fräulein noch fehlt; ich glaube viel, also mußt Du, Hermine“, fuhr sie gegen ihre Nichte gewendet fort, „recht fleißig sein und viel Zeit im Schulzimmer zubringen. Zum Spazierengehen kannst Du die frühen Morgenstunden verwenden. Ferner — doch lassen wir die jungen Damen allein! Folgen Sie mir, Waldinger“, und die Gräfin begab sich in das Nebenzimmer, setzte sich auf das Sopha, winkte der Gouvernante, auf einem Stuhle in ihrer Nähe Platz

zu nehmen, und fuhr fort: „Fräulein von Rainsdorf hat einen großen Verlust erlitten; sie braucht, um sich zu fassen und zu erholen, Ruhe, Abgeschiedenheit, dabei nützliche Beschäftigung; ich will sie also von den Gesellschaften dispensiren, sie mag auf ihrem Zimmer frühstücken und speisen, die übrige Zeit bringt sie am besten im Schulzimmer zu, denn da sie später wird für ihre Existenz sorgen müssen, so ist es nothwendig, daß sie viel lernt."

„Wenn gnädige Gräfin einige Aufheiterung für die junge Dame nicht zuträglicher halten", sagte die Gouvernante, bemüht, recht unbefangen auszusehen.

„Durchaus nicht, Fräulein von Rainsdorf ist nicht dazu gestimmt. Thun Sie, was ich sage, Fräulein Waldinger."

„Versteht sich, Frau Gräfin, und da die junge Dame, wie ich schließen muß, kein Vermögen hat und Gouvernante werden soll —"

„Sie fassen meine Worte falsch auf", sagte die Gräfin stolz. „Fräulein von Rainsdorf kann nicht Gouvernante werden, denn sie ist von altem Adel, aber durch Protection Hoffräulein bei einer Prinzessin, und dazu gehören auch Kenntnisse."

„Natürlich, gnädigste Frau", erwiderte die Gouvernante, innerlich erfreut, der Gräfin ungestraft mit Malice

begegnen zu können. „Es ist mir sehr schmeichelhaft, daß Sie mir Kenntnisse und Talente genug zutrauen, um das Fräulein von Rainsdorf für diesen Beruf geschickt zu machen. Gewiß wird diese junge Dame durch Schönheit und Anmuth aller Augen auf sich ziehen, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie die glänzendste Partie machte, wenn sich ein Fürst um sie bewürbe."

„Nun, nun, das Kind ist hübsch, doch zu bleich, zu schmächtig, um schön genannt werden zu können. Setzen Sie ihr nichts in den Kopf! Grafen und Fürsten heirathen selten ein simples Fräulein ohne Vermögen und Familienverbindungen."

„Fräulein von Rainsdorf hat ja den Vorzug, mit dem Herrn Grafen von Kaltenstein nahe verwandt zu sein, und ich sollte denken —"

„Denken Sie, was Sie wollen, Waldinger", sagte die Gräfin hochfahrend, „und thun Sie, was ich will. Guten Tag!"

Sie erhob sich und rauschte fort.

Fräulein Waldinger wußte jetzt, was Hermine auf Schloß Kaltenstein zu erwarten hatte, und beschloß, sich dem jungen Mädchen herzlich zu nähern. Aber Hermine fühlte instinctiv, daß die Waldinger mehr Kopf als Herz besaß, daß sie, weil sie zuweilen verletzt ward, gern wieder beleidigte, kurz, daß sie nicht ein Wesen

war, dem die gute, durch und durch edle Hermine vertrauen konnte.

Sie lebte also auf Schloß Kaltenstein sehr einsam. Ihr Oheim fragte fast gar nicht nach ihr, er hatte sich genug gethan, indem er sie in sein Haus aufnahm; ihren jungen Cousinen war sie zu ernst; die Gräfin duldete sie, weil Hermine sich nicht bemerkbar, sondern nützlich machte, denn da sie doch nicht immer nur lernen konnte, auch viel unterrichteter war, als die Gräfin vermuthet hatte, bat sie sich von der Schloßdame Handarbeiten aus und fertigte zu deren größter Zufriedenheit allerlei zierliche, geschmackvolle Arbeiten mit ihrer Nadel. Nur zwei Personen im Schlosse liebten Hermine, die alte Dienerin und ein Kind, nämlich ihr Vetter, der kleine Graf Albrecht, der Erbe der Kaltenstein'schen Besitzungen.

So oft er konnte, schlüpfte er zu ihr auf ihr Zimmer; dort mußte sie ihm Märchen erzählen, Liedchen singen, allerlei Spielereien aus Papier für ihn verfertigen, ja er stand sogar früher auf, als er sonst gethan hatte, um mit ihr spazieren gehen zu dürfen. Der ältliche Hofmeister, welcher froh war, wenn er zuweilen von der Gegenwart des Wildfangs befreit war, legte ihm kein Hinderniß in den Weg, und so konnte Hermine einen großen Theil ihrer Zeit dem lieblichen Knaben weihen, den sie von Herzen liebte.

Kurz vor Weihnachten ging Graf von Kaltenstein nebst Familie nach der Hauptstadt. Die Gräfin fand, daß Hermine durch das Leben in der geräuschvollen Hauptstadt in ihrer Trauer gestört werden könne, und beschloß gütig, sie ruhig in dem Schloß zu lassen, unter dem Schutze der alten Dienerin, des Castellans und des Kaplans, welcher jahraus jahrein auf Kaltenstein lebte.

Hermine sah ohne viel Wehmuth ihre Verwandten abreisen; nur der Abschied von Albrecht that ihr weh, und sie weinte herzlich mit, als der Kleine seine runden Aermchen um ihren Nacken schlang und bitterlich schluchzte.

„Und schreibe mir, süße Hermine", bat der Knabe und streichelte ihr schönes Haar; „ich kann lesen und, wie Du weißt, auch schreiben; Du sollst lange, lange Briefe von mir erhalten und zu Weihnachten schicke ich Dir etwas Schönes! Hörst Du?"

Hermine lächelte durch Thränen und versprach Alles, was der anhängliche Vetter von ihr verlangte. Das Kind hielt Wort. Auf jeden Brief erhielt Hermine eine lange Antwort, und als zum Christabende wirklich eine Kiste mit Geschenken kam, fand sich auch eine Düte mit Confect und ein Bändchen Gedichte mit einem Zettel, auf welchem stand: „Seiner lieben Hermine ihr Vetter Albrecht."

Hermine war von dieser kindlichen Zuneigung innig ergriffen; sie dankte dem Oheim und der Gräfin und fügte ein Briefchen an Albrecht bei, worüber er sich tagelang freute.

Hermine war an Einsamkeit und Arbeit gewöhnt; wie konnte sie sich unglücklich fühlen, da sie, vor allem Mangel geschützt, behaglich lebte! Ihre kleine Bibliothek hatte sie durchstudirt, desto mehr Freude bereitete ihr das Piano, welches sie während der Anwesenheit ihrer Verwandten nicht spielen konnte, weil es im Salon stand, den sie fast niemals betreten hatte. Der Kaplan war ein tüchtiger Musiker und geübter Pianist; es machte ihm Freude, Herminens Talent weiter auszubilden. Als er ihren Gesang zum ersten Male hörte, war er überrascht und, soweit es sein ernstes Wesen zuließ, entzückt. Aber er war Menschenkenner und wußte, daß es vor der Hand für Hermine besser sei, wenn er über ihre Talente so wenig als möglich sagte.

Die Gedichte, welche der kleine Albrecht ihr gesandt — wahrscheinlich hatte ihn die bunte Ausstattung gelockt, sie zu kaufen, denn sie waren, wie er schrieb, von seinem Taschengelde bezahlt — gewährten Herminen eine hohe Freude. Es waren meist tiefempfundene Lieder, Lieder, welche in schönster Form aussprachen, was sie in stillen Stunden fast wortlos selbst gedacht und empfunden hatte.

Sie las diese Gedichte unzähligemal durch, bis sie sich endlich fest ihrem Gedächtniß einprägten, neben manchem weisen, frommen Spruche, den sie aus dem Munde ihrer geliebten Mutter vernommen und bewahrt hatte.

Mitte Mai traf die Kaltenstein'sche Familie wieder auf dem Schlosse ein. Als Hermine von ihrer Ankunft hörte, freute sie sich; sie dachte an ihren Liebling Albrecht, sie empfand auch Dankbarkeit gegen ihre Verwandten und wollte hinaus in den Wald, frische Zweige zu holen, um die große Eingangshalle zu schmücken.

„Lassen Sie das, bestes Fräulein“, sagte der Kaplan, „die Herrschaft liebt dergleichen nicht; bleiben Sie nur fein ruhig auf Ihrem Zimmer, bis Sie gerufen werden. Senken Sie nicht den Kopf, als ob Sie weinen wollten; mein Rath ist wohlüberlegt und gut.“

Hermine hatte Gründe genug, den Kaplan für ihren Freund zu halten, also that sie nach seinem Wunsche.

Gegen Mittag langte der Graf an, weil er schon sehr früh aus der Residenz abgereist war, zwei Stunden später die Gräfin mit ihren Kindern, der Gouvernante und Dienerschaft.

Hermine hörte Thüren gehen, Schritte kamen an ihrem Zimmer vorbei, bekannte Stimmen schallten an ihr Ohr; wie gern wäre sie gegangen, ihre Verwandten zu begrüßen, allein sie hatte versprechen müssen, es nicht zu thun.

Abends kam Albrecht zu ihr gehüpft, herzlich froh, seine Hermine wiederzusehen und wieder aus der langweiligen Stadt zu sein, wo er so viel im Zimmer hatte bleiben müssen.

Nach Kinderart plauderte er Alles durcheinander und versicherte, von all den jungen Damen, welche er bei seiner Mutter gesehen habe, sei nicht eine so gut und lieb wie seine Hermine, und langweilig wären sie alle zusammen.

Am andern Tag kam Fräulein Waldinger, Hermine zu begrüßen und sie zur Gräfin zu rufen. Die Schloßfrau lag ermüdet von der Reise auf dem Ruhebett, als Hermine eintrat, wie immer schwarz gekleidet, aber blühend und heiter.

„Guten Tag, Kind", sagte sie halb gähnend. „Nun, wie hast Du den Winter hingebracht?" Und ohne Herminens Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Ich will mich hier in der schönen Luft von den Strapazen des Gesellschaftslebens erholen. Es freut mich von Dir, daß Du Deine Stellung begreifst und erwartest, was ich Dir zu sagen habe. Bleibe nur ruhig in Deinem Asyl, lerne fleißig, der Graf und ich werden schon für Dich sorgen. Auch einige Arbeiten werde ich Dir später auftragen. Jetzt geh, Kind, geh, ich sehe Dich nächstens wieder."

Somit war Hermine entlassen; auf dem Corridor

begegnete ihr der Graf, welcher ihr einige freundliche Worte sagte und dann weiter ging.

Ihre beiden Cousinen waren jetzt ziemlich erwachsen; sie ahmten in Sprache und Haltung die jungen Damen nach, welche bereits in der Gesellschaft vorgestellt waren und von denen sie einige bei ihrer Mama und im Theater gesehen hatten, und erzählten Herminen, unter mitleidigen Ausrufungen über das von ihr Entbehrte, was sie für Herrlichkeiten in der Residenz gesehen, welches Glück sie genossen hatten. Nicht untheilnehmend, aber ruhig und neidlos hörte Hermine zu.

Mit der Rückkehr der gräflichen Familie ward es wieder lebendig im Schlosse, Gäste kamen und gingen, Ausflüge zu den Nachbarn wurden gemacht. Hermine hörte davon durch ihre Cousinen, sie selbst durfte niemals an irgend einer Gesellschaft Theil nehmen, nicht einmal den Salon der Gräfin betreten, wenn Andere zugegen waren.

„Ich will nicht, daß Hermine verwöhnt werde, da Sie vielleicht bald in noch größere Einsamkeit kommen könnte", pflegte zuweilen die Gräfin zu ihrem Gemahl zu sagen, und dieser fand solche Ansichten ganz vernünftig; er wußte auch, daß dann Herminens Toilette eine andere sein müßte, und Graf Kaltenstein gab nicht gern mehr Geld aus, als eben unumgänglich nothwendig war.

An einem herrlichen Augustmorgen ging Hermine, wie es ihre Gewohnheit war, ganz früh aus dem Schlosse dem Wäldchen zu, welches sich hinter dem linken Flügel des Schlosses bis zum nächsten Dorfe hinzog, das schon zu den Besitzungen des jungen Grafen Leo von Starkenburg gehörte. Der Wald dagegen sowie mehrere blühende, von reichen Kornfeldern und Wiesen umsäumte Dörfer auf der rechten Seite von Schloß Kaltenstein bildeten die Herrschaft Kaltenstein. Das junge, sinnige Geschöpf fühlte sich in solcher Einsamkeit sehr glücklich, besonders weil sie dann so recht nach Herzenslust singen durfte; im Schlosse wagte sie es nicht mehr, seit die Gräfin zurückgekehrt war.

Mit der Fröhlichkeit der Jugend pflückte sie sich ihr Körbchen voll Erdbeeren und Himbeeren, dann brach sie Waldblumen, flocht sie zum Kranze und setzte ihn auf ihre braunen Locken, endlich nahm sie auf einem bemoosten Felsstück Platz und sang mit voller reiner Stimme ein altes Lied, welches sie als Kind oft von ihrer Mutter gehört hatte. Sie bemerkte nicht, daß sie zwei Zuhörer hatte, von denen wieder keiner den andern sah; unbefangen sang sie ein zweites, zuletzt ein drittes, bis ihr einfiel, daß sie dem Befehl der Gräfin zufolge vor neun Uhr wieder im Schlosse sein mußte.

Einige Stunden später, zu der Zeit, zu welcher die

Gräfin Morgenbesuche anzunehmen pflegte, trat Graf Leo Starkenburg aufgeregt, mit strahlenden Augen bei ihr ein.

„Gnädigste, gütigste aller Gräfinnen“, sprach er in seiner offenen, liebenswürdigen Weise, „heute komme ich, Ihre Huld anzurufen. Sehen Sie mich hier zu Ihren Füßen und nehmen Sie mein Ehrenwort, daß ich nicht eher aufstehen werde, bis meine Bitte erfüllt ist!“

Die Gräfin sah Leo sehr erstaunt an; daß er heute schon kommen sollte, um bei ihr um Malwinens Hand zu bitten, kam ihr nicht recht wahrscheinlich vor, dazu war die Comtesse doch zu jung, und in der letzten Zeit hatte sie sogar zu ihrem geheimen Verdrusse bemerken müssen, daß Graf Leo Malwinen entweder auswich oder, wenn er das nicht vermochte, sie sein Schwesterlein nannte und feierlich schwur, da ihm der Himmel ein solches versagt habe, Gräfin Malwine als Schwester adoptiren zu wollen. Zuweilen spottete er auch unbarmherzig über gemachte Heirathen, über die Ehe überhaupt und versicherte, daß er unter zwanzig Jahren sich an keine Frau fest binden würde.

„Dann werden Sie ja über vierzig Jahre alt sein, Graf Leo“, bemerkte mit dem schnippischen Tone eines vierzehnjährigen Mädchens Malwine, worauf Graf Leo erwiderte: „Das ist die rechte Zeit für einen Mann, zum Al-

tar zu treten; Sie freilich, Gräfin Malwine, dürfen nicht so lange warten."

Die Gräfin Kaltenstein gab endlich ihrer Verwunderung Worte. „Ich verstehe Sie nicht, Sie sprechen in Räthseln zu mir. Was für einen Wunsch haben Sie und was habe ich mit dessen Gewährung zu thun?"

„Sagen Sie mir, Allergnädigste, wer ist das wunderschöne Mädchen, welches ich heute Morgen in Ihrem Wäldchen sah? Ich flehe Sie an!"

Die Gräfin wechselte die Farbe; eine dunkle Ahnung stieg in ihr auf, aber als Frau von Welt faßte sie sich und erwiderte: „Welche Thorheit, Graf Leo! Wenn Sie das Mädchen sahen, warum fragten Sie es nicht selbst nach seinem Namen?"

„Sehr weise bemerkt, gnädige Gräfin", entgegnete Graf Leo; „allein obgleich ich nun meine Unbedachtsamkeit einsehe, so würde ich doch wahrscheinlich jetzt wieder zu schüchtern sein, nur ein Wort an jenes bezaubernde Wesen zu richten, von dem ich noch nicht weiß, ob es die heidnische Waldgöttin oder ein Engel war, denn sie war reizend wie eine Oreade und hatte in ihrem Antlitze den Ausdruck eines Engels."

„Prächtig ausgedrückt! Und wie war denn diese Waldfee gekleidet? Ist sie mit blonden oder dunklen Locken geschmückt, hat sie blaue oder schwarze Augen?"

„Ihr braunlockiges Haupt war mit einem Kranze von Waldblumen geziert, ihr Gewand weiß, ihr Auge ist unbeschreiblich, Gräfin, ja, auf Ehre! aber unbeschreiblich schön, und können Sie mir in Wahrheit nicht sagen, wie jene Unbekannte heißt, so muß ich gehen, sie zu suchen, und sollte ich bis an den Nordpol wandern."

Die Gräfin lachte, seine lange Rede hatte ihr Zeit gelassen, mit einem Plane fertig zu werden. Mit der vollkommensten Unbefangenheit begann sie jetzt: „Ach, mein armer Leo, da hat Ihnen Ihre lebhafte, dichterische Phantasie einen tollen Streich gespielt! Wenn Sie mir feierlich Schweigen geloben wollen, so will ich Ihnen die Wahrheit gestehen."

„Ich schwöre, theuerste Gräfin!" sagte ernsthaft Leo.

„So hören Sie denn. Mein Mann ist, wie Sie wissen, ein großer Musikfreund. Zu seinem Geburtstage, der Ende des Monats fällt, wollte ich ihn mit einem kleinen Hausconcerte überraschen und hatte deshalb die Beletti zu mir eingeladen. Diesen Morgen nun, als ich im Garten spazieren gehe, steht plötzlich die Sängerin vor mir, erklärt mir, daß und warum sie nicht kommen könne. Sie reiste nach H., folglich war der Umweg über Kaltenstein unbedeutend. Den kurzen Weg von der Eisenbahnstation bis Kaltenstein hatte sie, von dem herrlichen Wetter gelockt, zu Fuß gemacht. Ich wollte sie

zur Station zurückfahren lassen, allein sie dankte, erklärte, da bei uns Alles ruhig und sicher sei, würde sie wieder zurückgehen, und wahrscheinlich hat sie den Weg durch den Wald eingeschlagen. Ein weißes Kleid trug sie auch, also war es die Beletti und ihr Gesang, von dem Sie auf einige Stunden bezaubert wurden."

„Unmöglich! Die Beletti ist jung und reizend, aber doch älter und bei weitem nicht in solch hohem Grade schön wie diese zauberhafte Erscheinung. Wann sänge auch die Signora ein einfaches deutsches Lied so herzinnig?"

„Und doch kann es keine Andere als sie gewesen sein!" sprach die Gräfin. „Wie ich schon vorhin behauptete, Ihre Phantasie hat Sie getäuscht, mein armer Graf Leo! Erzählen Sie nur Niemand davon, sonst werden Sie noch ausgelacht!"

Graf Leo schwieg verdrießlich; die Gräfin lachte, lachte so herzlich, daß er etwas ärgerlich Hut und Stock nahm und sich empfahl.

„Entweder war die Beletti da, und daran kann ich nicht zweifeln", sagte er zu sich selbst, „oder es lebt noch eine Andere hier, von welcher die Gräfin nicht sprechen will, und das werde ich schon erfahren." So murmelte Graf Leo, als er die Schloßtreppe hinabging.

Die Gräfin wußte nur zu gut, daß keine Andere als

Hermine die Schöne gewesen war, welche sich im Walde singend niedergelassen und ohne Wissen und Wollen den Grafen Leo bezaubert hatte.

Schon längst hatte Gräfin Kaltenstein, und zwar mit Zustimmung ihres Gemahls, einen Aufenthaltsort für Hermine gesucht und gefunden, doch sollte sie erst in einigen Wochen die Reise antreten.

Nach dem Begegnen mit dem Grafen Leo beschloß die Gräfin, Hermine sofort zu entfernen, und ohne Zögern schritt sie zum Werke. Der nothwendige Brief ward alsbald geschrieben und abgesandt, dann begab sie sich, zum ersten Mal, seit Hermine das Schloß bewohnte, auf deren Zimmer.

„Liebe Hermine“, sagte sie mit besonderer Güte, „Dein Oheim und ich haben für Deine Zukunft gesorgt. Die verwittwete Fürstin von Sondersheim will Dich zu sich nehmen. Sie wird Dich wie eine Tochter behandeln; alt, kränklich, kinderlos, wie sie ist, wird Dir ein Theil ihres großen Vermögens zufallen. Du hast nichts bei ihr zu thun, da es ihr nicht an Dienerschaft gebricht, als ihr dann und wann Gesellschaft zu leisten, ihr vorzulesen, vorzusingen; sie geht zum Herbst nach Italien, wie viel Schönes wirst Du da sehen! Wie freut mich das für Dich, mein Kind!“

Hermine stand noch ganz überrascht da, unfähig

ein Wort zu sprechen, als die Gräfin sie umarmte und aufs liebreichste fortfuhr: „Packe Deine Sachen zusammen, Betty soll Dir helfen. Sie wird Dich auch auf der Reise zur Fürstin begleiten; morgen mit dem Frühzuge reisest Du ab, da kommst Du übermorgen um zehn Uhr bei der Fürstin an. Deine Garderobe ist zu einfach. Malwinens neueste Kleider werden Dir passen, diese und noch manches Andere von mir soll Betty mit zu Deinen Sachen legen. Bleibe in Deinem Zimmer, der Graf und meine Kinder werden später auch noch zu Dir kommen."

Nach diesen Worten ließ sie Hermine allein, welche tief bewegt auf einen Stuhl sank und bitterlich weinte.

Fort sollte sie aus dem stillen Asyle, wo sie über ein Jahr, wenn auch nicht geliebt, doch beschützt gelebt hatte, fort von dem Oheim, der, wenn auch selten liebreich, doch auch niemals unfreundlich gegen sie gewesen und der Bruder ihrer unvergessenen Mutter war. Zu einer Dame sollte sie, deren Namen sie heute zum ersten Male hörte; ohne daß man sie gefragt hatte, war über sie beschlossen worden. Noch niemals war sie sich so ganz verlassen vorgekommen als in diesem Augenblicke, nicht einmal am Sarge ihrer Mutter. Damals war ihr zu Muthe, als quäle sie ein schwerer Traum, und die Todte müsse wieder aufstehen und zu ihr sprechen.



Allein was konnte Hermine thun? Widerstand wäre nutzlos gewesen. Sie konnte nicht als Gast in einem Hause bleiben, dessen Herrin ihr einen andern Wohnort gewählt hatte, wie es schien, in der besten Absicht; sie konnte als junges, unmündiges Mädchen sich auch nicht allein irgendwo niederlassen, um so weniger, da ihre Mutter ihr außer einigem Schmuck und Wäsche fast gar nichts hinterlassen hatte. So fügte Hermine sich denn geduldig in ihr Schicksal und trat ihren Cousinen und dem Oheim, als sie kamen, ihr Lebewohl zu sagen, mit leidlicher Fassung entgegen.

Als sie dem Grafen für seine ihr bisher bewiesene Güte ihren Dank aussprach, erwiderte dieser: „Keinen Dank, Hermine! Deine Mutter war meine Schwester, und ihr Portrait soll Dir aufbewahrt werden, bis Du Deinen eigenen Herd haben wirst. Meine Frau, welche für Deine Ausbildung sehr besorgt gewesen ist und stets Deine Zukunft im Auge hat, meint, Du würdest bald eine gute Versorgung finden. Die Fürstin kann viel für Dich thun; ich habe, wie Du weißt, selbst Kinder. Gott sei mit Dir!"

Der Graf drückte ihr die Hand, legte eine seidene Börse auf den Tisch und ging, denn er haßte Abschiedsscenen.

Spät abends kam noch Albert. Obgleich die Gräfin

kein Wort zu ihm von Herminens Abreise gesagt, und den Töchtern befohlen hatte, darüber zu schweigen, erfuhr der kluge Knabe es doch.

„Es ist recht abscheulich, daß Du von uns fortziehst, Hermine", sagte der lebhafte Knabe, „allein was ist zu thun? Mama sagte zu Papa, es sei ein Glück für Dich, und bei uns konnte es Dir nicht sonderlich gefallen. Ich tröste mich damit, daß ich auch nicht mehr lange bei den Ältern bleibe; nächstes Jahr komme ich auf die Ritterakademie, dann bin ich volle acht Jahre alt. Und siehst Du, Hermínchen, wir schreiben uns, ich besuche Dich, und sobald ich Offizier bin, heirathe ich Dich."

Hermine lächelte, der Knabe fuhr fort: „Lache nicht, es ist mir Ernst, auch kannst Du immerhin auf mich warten, Du findest keinen Bessern, das ist gewiß!"

„Guter Albert", sagte Hermine, „Du redest kindisch, aber ich weiß es, Du wirst die arme Hermine nicht vergessen, und bist Du ein Mann, und ich brauche einen Freund, so wende ich mich an keinen Andern als an Dich!"

Noch Vieles plauderte Albert in seiner kindlichen Anhänglichkeit; dreimal mußte er gerufen werden, ehe er sich von seiner Cousine trennte.

Die Fürstin war genau, wie die Gräfin von Kal-

tenstein sie beschrieben hatte; sie empfing Hermine ziemlich freundlich, obgleich mit den etwas erkältenden Worten: „Ich hatte Sie erst in vier bis sechs Wochen erwartet, Fräulein von Rainsdorf."

Arbeiten wurden von Herminen seitens der Fürstin gar nicht verlangt, und ein Kammermädchen hatte den Befehl erhalten, das Fräulein zu bedienen und dessen Garderobe zu besorgen. Doch fühlte sich das junge Wesen in dem herrlichen Palais der Fürstin nicht so glücklich als in dem Schlosse, denn sie mußte den ganzen Tag über im Zimmer der Fürstin oder in dem anstoßenden Gemache sein, falls die alte Dame sie rief, und die Bücher, welche sie ihr vorlesen, die Gesänge, welche sie ihr vortragen mußte, waren durchaus nicht nach ihrem Geschmack.

Die Fürstin besaß wenig Geist, sie hatte sich niemals mit Nachdenken abgegeben, allein sie wollte für geistreich und hochgebildet gelten und hielt es daher für zweckmäßig, sich nur mit dem zu beschäftigen, was sie für classisch hielt. Wie alle oberflächlich gebildeten Menschen hielt sie ein Buch nur für classisch, wenn dessen Verfasser bereits eine Reihe von Jahren in der Erde moderte; ebenso hielt sie es mit Gemälden und Compositionen. Neben einigen wahrhaft schönen Bildern, welche sie aus Pietät gegen ihren verstorbenen Gemahl

nicht wegnehmen lassen wollte, hatte sie mehrere arg verräucherte, total verzeichnete, bunt beklexte Pfuschereien aufstellen lassen, die dadurch in ihren Augen Werth erhielten, weil sie aus der altdeutschen Schule, wie sie sagte, fünfzig Jahre vor Dürer gemalt waren. Ebenso hielt sie es mit der Musik. Alte steife Kirchengesänge, das Unerquicklichste von Sebastian Bach, was nur insofern Werth hat, weil man es als Grund zu dem Gebäude betrachten kann, an dem andere Meister später weiter bauten, mußte Hermine Tag für Tag vortragen. Eine Arie von Mozart oder Weber, ein Lied von Franz Schubert, Marschner, Pierson, oder einem Tondichter der Gegenwart sprach sie in Wahrheit mehr an, denn obgleich sie den Reiz dieser Poesie nicht faßte, gefielen ihrem Ohre doch die schönen Melodien, aber sie wandte sich immer wieder davon ab und lächelte, wenn Jemand versuchte, ihr zu beweisen, daß manche Composition der Meister früherer Jahrhunderte veraltet und eben nur bedeutend für eine Zeit gewesen sei, in welcher die Tonkunst noch in der Wiege gelegen habe.

In der Literatur liebte sie vor allem Legenden, Gebete und die Briefe der Frau von Sévigné; Hermine konnte sie endlich auswendig hersagen, und zuweilen fragte sie sich, wie lange sie dieses ewige geistige Einerlei noch aushalten werde.

Auch spazieren gehen durfte sie nicht, weil die gelähmte Fürstin niemals ihre Gemächer verließ; von einer Reise nach Italien war keine Rede; Besuche empfing die Fürstin fast niemals, und dann nur von einigen alten Standesgenossen, welche sich um die junge Gesellschaftsdame entweder gar nicht kümmerten oder hochmüthig auf sie herabsahen.

Unerquicklich schlichen Herbst und Winter dahin; zwei Briefchen von Albert, welche sie auch beantwortete, waren ihre einzige Freude.

Gegen das Frühjahr fing Hermine an zu kränkeln; das fortwährende Entbehren der frischen Luft bleichte ihre Wangen, sie fühlte sich müde und niedergeschlagen; sogar die Fürstin, meist nur mit sich beschäftigt, bemerkte ihr verändertes Aussehen und sandte nach dem Arzte.

Nachdem dieser einige Fragen gethan, rief er aus: „Das Fräulein bedarf keiner Arznei, sondern nur frischer Luft; jeden Tag muß es wenigstens ein Stündchen in das Freie hinaus!“

„Aber, bester Medicinalrath, eine junge Dame kann doch nicht allein auf den Promenaden umherlaufen?“ wandte die Fürstin ein.

„Freilich nicht, Durchlaucht, allein unter meinem Schutze doch? Ich bin ein alter Mann, erlauben Sie mir gnädigst, daß ich dann und wann das Fräulein ab-

hole, wenn ich auf das Land fahre, und an Tagen, wo ich nicht kommen kann, lassen Sie Fräulein von Rainsdorf in den Hofgarten gehen. Der alte Lorenzo kann sie ja begleiten; er ist noch immer rüstig genug, hinter einer Dame herzugehen."

Die Fürstin, welche Hermine, soweit es ihre Selbstliebe erlaubte, liebgewonnen hatte, besonders weil sie ihr nie widersprach, gab ihre Einwilligung, und schon am andern Nachmittag fuhr der Medicinalrath vor, Hermine zu einer Spazierfahrt abzuholen.

Seit Monaten war sie nicht in die frische Luft hinausgekommen; kein Wunder, daß sie laut jubelte und draußen auf dem Rasen vor dem Landhause des guten Arztes herumhüpfte wie ein Kind.

„Springen Sie, junges Fräulein, pflücken Sie Veilchen und Schlüsselblumen", sagte der Medicinalrath, von ihrer Freude hingerissen; „ich selbst bin jung, weil ich Sie armes Kind so froh sehe."

Hermine ließ sich das nicht zweimal sagen, sie tanzte auf dem Rasen wie eine Elfe, pflückte Blumen und leistete später dem Arzt Gesellschaft, als auf seinen Befehl sein alter Diener Kaffee und gutes Backwerk brachte.

„O Doctor Waldhof, wie bin ich heute so glücklich!" rief das arme Mädchen. „Sie wissen gar nicht, wie geistig und körperlich müde ich war."

„Ich weiß es, mein Herzchen; ich sah die bösen Folgen, welche eine Fortsetzung Ihrer bisherigen Lebensweise gehabt haben würde, noch klarer, als Sie es können, Fräulein Hermine. Doch vergessen Sie jetzt die Vergangenheit, leben Sie der Gegenwart!"

Von diesem Tage an holte Medicinalrath Waldhof Hermine jede Woche einigemal ab; zuweilen brachte er auch seine Nichte, eine junge liebenswürdige Frau, mit, und obgleich die Fürstin Hermine ungern vermißte, so konnte sie sich doch den Anordnungen ihres Hausarztes nicht widersetzen.

Eines Tages saß Hermine nach einer durchwachten Nacht in des Doctors Garten. Die Fürstin litt an Schlaflosigkeit, und Hermine hatte das ermüdende Geschäft, ihr oft stundenlang vorzulesen. Die frische Luft war deshalb für das arme Kind doppelt nothwendig, und sie dankte herzlich dem guten alten Herrn, welcher ihr diese angenehme Stärkung verschaffte. Lange Zeit hatte sie das Buch, welches Albert ihr geschenkt hatte, nicht in der Hand gehabt; heute führte sie es bei sich und las darin. Es kommt oft vor, daß Sängerinnen, welche wahre Gesangskünstlerinnen sind, kein schönes Sprachorgan haben, Hermine aber besaß das Doppeltalent, schön zu singen und schön zu lesen, und ohne deshalb eitel zu sein, erfreute sie sich doch selbst daran und sang,

sobald sie allein war und sich unbelauscht glaubte, zu ihrem eigenen Vergnügen ihre Lieblingslieder. Zum Singen war sie heute nicht gestimmt, aber von dem Wohllaut der Verse ergötzt las sie mit tiefem, innigem Ausdrucke eins der schönen Liebeslieder, und als sie geendet, sagte sie halblaut: „O wenn ein Herz mich so liebte! Kann es wohl ein größeres Glück für den Menschen geben, als eine wahre, echte Liebe?“

Ein Geräusch schreckte sie auf, die Zweige der Jasmin- und Syringabüsche bewegten sich, und vor ihr stand ein junger Mann, dessen einnehmendes, edles Aeußeres einen mächtigen Eindruck auf Hermine hervorbrachte. Sie erröthete und stand auf, um weiter zu gehen, aber der Herr trat vor sie hin und sprach mit tiefer, melodischer Stimme: „Bleiben Sie, mein Fräulein, daß ich Sie um Verzeihung bitten kann, denn ich habe Sie belauscht.“

„Mein Herr —“ stammelte Hermine und zog die Stirn in Falten.

„Versuchen Sie nicht so zornig auszusehen, mein Fräulein“, fuhr der Fremde fort, „erzeigen Sie mir lieber die Huld, mein offenes Bekenntniß anzuhören. Wollen Sie?“

Er bat so sanft, daß Hermine mit dem Kopfe nickte. Der junge Mann ergriff, sich ehrerbietig verbeu-

gend, ihre Hand, führte sie zu der Rasenbank und nahm auf einem Gartenstuhle ihr gegenüber Platz. Dann begann er: „Ich sehe Sie heute nicht zum ersten Male; auf einer Fußtour kam ich auch nach Kaltenstein und ging, vom holdesten Gesange angezogen, tiefer in den Wald, der auf einer Seite das Schloß wie eine grüne Schutzwehr umgibt. Ich sah Sie, aber ich wagte nicht Sie anzureden; auch wollte ich es nicht, denn ich bemerkte noch einen Herrn hinter den Bäumen, der gleich mir unbemerkt von Ihnen Ihrem Gesange lauschte. Ich erforschte, wo Sie lebten, wer Sie sind, und als ich erreicht, wonach ich gestrebt hatte, beschloß ich, Sie aufzusuchen, und sollte es in Centralafrika sein. Durch einen alten Freund meines Vaters, den guten Medicinalrath, habe ich Ihre Lage, Ihren Charakter kennen gelernt, für Sie bin ich auch kein Fremder, denn Sie kennen meine Gedichte; Sie lasen eben ein Liebeslied, was mir damals, als ich es niederschrieb, nur das Talent eingab. Jetzt aber fühle ich, wie wahr es ist, wie ich wirklich all mein Glück, meine ganze Welt in Ihrer Liebe finden könnte. Darf ich mich um Ihr Herz bewerben?"

Hermine vermochte nicht zu sprechen, Thränen stürzten aus ihren Augen, aber als sie ihre Hand von der seinigen ergriffen fühlte, zog sie dieselbe nicht zurück und flüsterte: „Lassen Sie mir Zeit!"

Ein Stündchen später kam der Medicinalrath, begrüßte den Doctor Alfred Stern herzlich und schien seine Freude an dem jungen Paare zu haben, obgleich er sich jeder Anspielung enthielt. Als er, wie er stets that, Hermine in seinem Wagen nach Hause brachte, theilte er ihr Alles mit, was er von Stern's äußern Verhältnissen wußte, und schloß mit den Worten: „Eine glänzende Existenz kann Doctor Stern Ihnen nicht bieten, aber eine behagliche, sorgenfreie. Sie sind jung, talentvoll, sehr schön, von Adel, kein Graf begeht ein Mißbündniß, wenn er Ihnen die Hand bietet, allein wie ich Sie kenne, meine gute Hermine, wird wohl zuerst das Herz von Ihnen gefragt werden, nicht wahr?"

„Gewiß, mein würdiger Freund, allein —" Sie stockte.

„Nun?"

„Ich kenne den Doctor Stern erst seit heute, und ein allzu schnelles Jasagen scheint mir wider alle weibliche Würde."

„Sie haben nicht Unrecht, obgleich ich für Stern bürge; er würde Sie nicht einen Augenblick geringer achten, wenn Sie auf der Stelle Ihre Einwilligung zum Bunde für das Leben aussprechen wollten."

Hermine schüttelte den Kopf, aber sie versprach dem Freunde, schon am andern Tage wieder bei ihm zu

sein; er dagegen mußte geloben, auch seine Nichte einzuladen.

Einige Wochen verschwanden Alfred im angenehmen Werben um Herminens Hand, und als die ersten Astern blühten und die Dahlien im vollen Flor standen, verlobte sie sich dem längst im Stillen Geliebten.

Die Fürstin war über diese Verbindung sehr verdrießlich; sie sollte ihre treue, angenehme, unterhaltende Gesellschafterin verlieren, und noch dazu an einen Bürgerlichen, aber sie konnte keine Einwendungen machen. Alles, was sie begehrte, war, daß Hermine bei ihr bliebe, bis sie wieder ein für sie passendes adliges Fräulein als Gesellschafterin gefunden haben würde. Der Medicinalrath verschaffte ihr bald eine junge Dame, und die Fürstin in einem Anfall von Großmuth ließ für Hermine den Brautstaat besorgen und bestand darauf, daß sie in ihrem Hause getraut würde.

Graf Kaltenstein, dessen Einwilligung die noch unmündige Hermine bedurfte, gab diese halb gern, denn Hermine war nun versorgt, halb ungern, weil ein bürgerlicher Neffe ihm unangenehm war; aber seine Gemahlin äußerte sich über diese Verbindung sehr erfreut. Hermine hieß ja nicht Kaltenstein, stand also nicht in dem Grafenkalender, wie sie sich ausdrückte, also erführe ja im Grunde die Welt nichts von dieser Heirath, und

um ihrer Malwine willen, welche sie sich noch immer gern als künftige Gräfin von Starkenburg dachte, war es ihr eine Beruhigung, die gefährliche Schöne verheirathet zu wissen.

Alfred hatte am Ufer des Rheins, auf einem der schönsten Punkte zwischen Koblenz und Mainz ein Häuschen gemiethet; die Zinsen eines mäßigen Vermögens und literarische Beschäftigungen brachten ihm genug ein, um ein angenehmes Leben führen zu können, da Hermine bescheiden in ihren Ansprüchen, thätig und wirthschaftlich war.

Die wachsende Liebe des jungen Paares, das holde Kind, regelmäßige, beiden zusagende Beschäftigung, manches Wort der Anerkennung, das Alfred's Schriften erhielten, waren für die Bewohner des reizenden Häuschens unversiegbare Quellen des Glücks; aber strömten sie ohne Unterbrechung? Welcher Sterbliche darf ungestraft sagen, er sei glücklich?

Die Sonne neigte sich schon den Bergen zu. Hermine hatte den lieben Knaben, mit welchem sie ein Stündchen voll Mutterlust gekost hatte, zur Ruhe ge-

legt, der Theetisch war gedeckt und die junge Frau ging unruhig am Ufer des Rheins auf und ab, den Geliebten zu erwarten. Da hörte sie das Brausen eines Dampfboots; es wurde angelegt, eine bekannte, liebe Gestalt stieg in den Kahn. Alfred sah sie, er grüßte mit der Hand, jetzt stieg er ans Land und jubelnd flog sie ihm entgegen.

Nach den ersten Begrüßungen, als das Ehepaar traulich nebeneinander saß, theilte Alfred Herminen den Grund seiner Reise mit.

„Ich wollte Dich nicht zwecklos mit Sorgen erfüllen", sagte er, „darum schwieg ich. In der Nacht kam mir besserer Rath als am Abende in der ersten Bestürzung; ich hielt später es für das Klügste, der Sache gerade in das Gesicht zu sehen, oder, wie das Sprichwort sagt, den Ochsen bei den Hörnern zu nehmen. Von meinem Sachwalter erfuhr ich, daß die Hälfte meines kleinen Kapitals verloren ist; was geschehen konnte, es zu retten, hat er redlich und klug, aber vergebens versucht. Er war in Geschäften in Köln, und ich hielt es für sehr nothwendig, ihn zu sprechen; außerdem wußte ich Felmer ebenfalls dort. Gegen ihn sprach ich mich aus; er hatte zwei Aemter für mich, und Deiner Einwilligung gewiß nahm ich das an, welches mir die meiste freie Zeit für meine literarischen Arbeiten läßt."

„Und was für ein Amt ist dies, mein Alfred?“

„Das Amt eines Archivars bei dem Fürsten Eugen Victor; ich habe neben einem anständigen Jahrgehalte freie Wohnung für uns in dem alten Schlosse des Fürsten, dagegen die Verpflichtung, die Bibliothek zu ordnen und gewisse, höchst wichtige Urkunden, von denen einige versteckt oder verschwunden sind, zu finden und zu entziffern, wobei mir unter anderm auch die Kenntniß der altdeutschen Sprache sehr zu statten kommt.“

„Guter, theurer Alfred, und Deinen Verlust verschwiegst Du mir und trägst ihn so leicht! Ach, daß ich so arm bin!“

„Geld geht und kommt“, entgegnete Alfred. „Was nützen Bildung, Kenntnisse, glückliche Naturgaben, wenn sie nicht dazu dienen, daß wir uns in alle Verhältnisse des Lebens leicht finden und sie uns unterwerfen, statt uns von ihnen beherrschen zu lassen. Hast Du nicht schon geduldig Schweres ertragen?“

„Ertragen wohl Einiges, aber nicht viel gethan!“ sagte sie lächelnd.

„Weil Du ein Weib, ein echtes Weib bist; der Mann muß handeln, das Weib dulden, so will es das Geschick. Laß uns den Verlust vergessen, neu erwerben ist jetzt meine Aufgabe, und Deine Sparsamkeit soll mir helfen. Morgen kündige ich dem Besitzer des Häuschens; ich

habe zufällig durch meinen Rechtsanwalt schon einen neuen Miether dafür gefunden, und zum Herbst ziehen wir in das Schloß des Fürsten."

Hermine war mit Allem einverstanden; da sie Alfred so unverstellt heiter sah, fand sie keine Ursache zum Trübsinn.

Alfred schrieb mit großer Liebe an seinem neuesten Romane und ordnete die zweite Auflage seiner Gedichte. Hermine war in ihrem Berufe als Hausfrau und Mutter thätig, und als die heiße Septembersonne die Trauben roth und blau färbte, konnten Alfred und Hermine auf eine lange Reihe goldener Tage zurückblicken, welche ihnen wie ein schönes Märchen verschwunden waren, und in welchen Alfred Dichtungen, aus seliger Stimmung hervorgegangen, geschaffen hatte, die wohl dazu dienen konnten, seinen Namen neben die ersten Dichter seiner Zeit zu stellen, Lieder, von denen er hoffen konnte, daß sie ihn überleben würden.

Der Tag ihrer Abreise von dem friedlichen Orte war nicht mehr fern. Hermine dachte zuweilen mit Wehmuth daran. „Werden wir in neuen Umgebungen ebenso glücklich sein?" fragte sie halblaut, und Alfred entgegnete liebevoll: „Nehmen wir unser Glück nicht mit uns, in uns selbst?"

An einem prachtvollen Septembertage, an Herminens Wiegenfeste, fuhren sie wieder den Rhein hinab und

sprachen von ihrer Liebe, machten Pläne für die Zukunft. Alfred las die letzte Hälfte seines Romans seiner Hermine vor, auf deren klares Urtheil er viel gab und deren Meinung er immer beachtete.

„Wie wird es sein, wenn wir wieder am Ufer des Rheins stehen?“ sagte Hermine. „Wo ich auch bin, Alfred, immer werde ich mit Kleist's Käthchen von Heilbronn sagen: Der Rhein ist mir vor allem gegenwärtig.“

„Gewiß werde auch ich diese Tage nicht vergessen, aber für einzig halte ich sie nicht; ich habe mir, als ich mich zur Uebernahme meines Amts verpflichtete, meinen Lieblingsmonat September frei behalten, da hab' ich Urlaub, dann, Hermine, kommen wir wieder an den Rhein.“

Unter heitern Gesprächen betraten sie heimkehrend ihr Häuschen. Im Wohnzimmer auf dem gedeckten Tische, neben der Lampe, welche Gertrud schon angezündet hatte, weil das dichte Rebenlaub vor den Fenstern das Zimmer verdunkelte, lagen zwei Briefe. Einer war an Alfred, der andere, mit mehreren Postzeichen, an Hermine adressirt.

Alfred erbrach schnell seinen Brief und wurde blaß. Hermine, welche ebenfalls das an sie gerichtete Schreiben gelesen hatte, stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Was ist es, Hermine?“ fragte Alfred, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen hatte. „Du bist ja ungewöhnlich erregt.“

„Natürlich", versetzte sie. „Höre und entscheide. Ein bedeutend älterer Bruder meines Vaters ist, ehe ich geboren war, ausgewandert. Mein Vater sprach stets mit großer Liebe von ihm, dessen erinnere ich mich noch aus meinen ersten Kinderjahren. Meine Mutter erzählte zuweilen von ihm, er sei merkwürdig schön gewesen, aber ein nicht zu bändigender Charakter. Weil er sich niemals fügen wollte, verließ er, nachdem er einige Wochen Offizier war, freiwillig die Armee. Er lieh sich von meinem Vater Geld und ging über See. Einige Jahre später hat er diese Summe verdoppelt zurückgeschickt, aber nur einige Zeilen dazu geschrieben. Weiter haben wir nichts von ihm gehört. Jetzt schreibt mir dieser Oheim, er habe Frau und Sohn begraben, seine Tage seien gezählt, sein letzter Wunsch sei seit einem Jahre, noch einmal ein Mitglied seiner Familie zu sehen; er habe Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß sein Bruder eine Tochter, mich, hinterlassen habe, daß ich am Rheine lebe. Könne ich mich entschließen, ihn zu besuchen, wenn auch nur auf einige Wochen, so solle ich sein Vermögen erben, das nicht groß, aber doch hinreichend sei, mich vor Mangel zu schützen. Du hast kürzlich einen Verlust gehabt; jetzt wird er uns ersetzt, Alfred, wenn ich reise! Was sagst Du dazu?"

Alfred blickte ernst vor sich nieder, endlich sprach

er langsam: Wenn ich Dich begleiten, wenn wir zusammen reisen könnten —"

„Das ist kaum möglich, sollen wir Franz den Gefahren einer so langen Seereise aussetzen? Das liebe Kind, jetzt, wo es noch alle Kinderkrankheiten zu überstehen hat, vielleicht der verfehlten Behandlung eines Schiffsarztes überlassen, der das Wesen und Naturell eines Kindes nicht studirt hat? Kann ich, kannst Du ruhig reisen, wenn nicht eins von uns den Knaben behütet? Und wird der Fürst Dir Urlaub geben? Könnte die Reise Dich nicht um das Amt bringen, dessen Ertrag wir brauchen?"

„Würdest Du den Muth haben, allein oder in Begleitung eines Dieners eine so weite Reise anzutreten? Du, jung, unerfahren, schön?"

„Was kann mir denn geschehen, Alfred? Heutzutage ist eine Reise nach Amerika kein so großes Unternehmen. Der Oheim wohnt ja in keinem abgelegenen Winkel, sondern in Newyork; ich bin ja nicht allein, viele Andere machen auf einem Schiffe mit mir dieselbe Reise; unsere Trennung kann längstens vier Monate dauern, das Bewußtsein gegen Dich, gegen Franz meine Pflicht zu erfüllen, wird mir die Tage kürzen. Ich glaube fest, daß ich kein Recht habe, meinem Kinde ein Vermögen zu entziehen, welches zu seinem Glücke dienen kann. Ich weiß es, mein Alfred, wie abhängig Armuth macht!"

„So reise denn mit Gott, Hermine“, sagte Alfred tiefbewegt, „denn ich sehe ein, Du bist unserem Franz, Dir selbst die Reise schuldig, denn wir werden das Vermögen brauchen. Höre Alles!“

Hermine sah ihren Gatten staunend an; sie legte den Brief beiseite und ließ sich wieder neben ihm nieder.

Alfred begann: „In einer der reizendsten Gegenden Mitteldeutschlands, denn mit Unrecht rechnet man jenen Strich Landes, den ich jetzt nicht nennen will, zu Norddeutschland, steht ein altes, wohlerhaltenes Schloß, umgeben von einem herrlichen Blumengarten, an den ein großer Park stößt, welches, sowie fünf große, gut gebaute Dörfer, ein ansehnlicher Wald und zweitausend Morgen Wiesen und Felder, seit fünf Jahrhunderten den Freiherren von Sternberg gehörte. Alle Freiherren von Sternberg hatten in der Armee gedient, bis auf Anton Eberhard, welcher sich viel mit Wissenschaften beschäftigte und für einen sehr gelehrten Mann galt. Er verstand viel von der Astronomie und Meteorologie und hatte unter den Männern dieser Wissenschaften bedeutenden Ruf. Ueber der Neigung, den Lauf der Sterne zu erforschen, vergaß er aber vielleicht zu sehr, sich um die Erziehung seiner Söhne zu kümmern, welche ganz in den Händen der schwachen Mutter und des Hofmeisters blieb.

Die Mutter liebte beide Söhne zärtlich, aber sie ließ jedem von der frühesten Kindheit an seinen Willen, und keiner erfuhr, was es heißt, sich fügen müssen. Alfred Eduard, der jüngere der Brüder, war von Natur sanft, lernbegierig, fleißig; sein Charakter litt durch die Nachgiebigkeit seiner Mutter nicht. Anton, der ältere, war dagegen ein ungestümer, phantastischer, rechthaberischer Mensch, welcher stets geneigt, Andern zu widersprechen, nicht den geringsten Widerspruch vertrug. Dem Hausgesetze nach war er der Majoratsherr, doch hatte auch Alfred Eduard ein ansehnliches Erbtheil zu erwarten, denn das nicht unbedeutende mütterliche Vermögen war ihm zugeschrieben, und die Baronin von Sternberg, einfach in ihren Bedürfnissen, hatte für ihren zweiten Sohn alljährlich die Zinsen ihres Kapitals und die Hälfte ihres reichen Nadelgeldes zurückgelegt.

Als Anton sein einundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, zeigte sich zum ersten Mal seit Jahren der Baron von Sternberg als Familienvater, indem er dem ältesten Sohne eine Verbindung mit der Tochter eines Gutsnachbars vorschlug. Langjährige Freundschaft hatte den Baron von Sternberg mit Herrn von Gersdorf verbunden, welcher ebenfalls mit großem Eifer sich mit Astronomie und, so sagte man wenigstens, auch mit Alchemie beschäftigte.

Auguste von Gersdorf war damals erst fünfzehn Jahre alt, aber eine liebliche Knospe, welche die herrlichste Blüte versprach, und des Barons Wunsch verdiente von seiten Anton's wenigstens in Ueberlegung gezogen zu werden; allein schon der Gedanke, daß er Auguste nicht freiwillig gewählt habe, machte ihm das anmuthige Wesen zuwider, und er erklärte fest, daß er sich nun und nimmer mit dem Fräulein von Gersdorf verbinden würde.

Jetzt zeigte es sich, daß der alte Baron ebenso heftig und hartnäckig sein konnte als Anton. Man hatte ihn nur immer sanft und freundlich gesehen, weil Niemand von seiner Umgebung ihm widersprach; jetzt, wo Anton sich energisch dem Willen des Vaters entgegenstellte, kam es zu unangenehmen Auftritten in der Familie. Die Vermittlung der sanften Mutter blieb fruchtlos, und eines Abends, als es wieder einen heftigen Wortwechsel zwischen Vater und Sohn gegeben hatte, verließ der letztere das Schloß auf lange Zeit. Seine Kleider, sein Spargeld und zweitausend Thaler, welche er von einem Pathen geerbt hatte, hatte er, wie er von Bremen aus schrieb, mitgenommen. Er wolle, sagte er in seinem Schreiben weiter, von Bremerhafen aus über See gehen, die Welt sehen, Abenteuer erleben und nicht jung verheirathet mit Weib und Kind wie ein

Krautjunker auf der Scholle sitzen. Vielleicht hatte Anton Sternberg nicht so Unrecht, thöricht war es jedenfalls von seinem Vater, sich jahrelang um seinen Sohn nicht zu kümmern und ihn dann, als er kaum einundzwanzig Jahre alt war, gegen seine Neigung verloben zu wollen!"

„Gewiß Alfred, an den heiligen Rechten des Herzens sollte sich Niemand versündigen; selbst Vater und Mutter haben sie anzuerkennen", bemerkte Hermine.

Alfred fuhr fort: „Einige Jahre gingen dahin, Anton ließ nichts von sich hören; seine Ältern, tiefbekümmert über seine Flucht, hatten ihm vergebens durch Gesandtschaften und Kaufleute nachforschen lassen. Sie erfuhren nichts über ihn; er mußte im fernen Lande unter anderem Namen leben oder, was aber Niemand glauben mochte, todt sein.

Der jüngere Sternberg dachte und empfand in Bezug auf eine Verbindung mit Auguste von Gersdorf anders; vier Jahre nach Anton's Entfernung vermählte er sich mit ihr und hat diesen Schritt nie bereut.

Der Baron von Sternberg und seine Gemahlin hatten noch die Freude, einen Enkel zu erleben; ein Jahr nach dessen Geburt starb der ältere Baron, wenig über fünfzig Jahre alt, an den Folgen einer Erkältung, welche er sich bei seinen meteorologischen Beobachtungen zuge-

zogen hatte, aufrichtig von seiner Familie betrauert, denn seine Hartnäckigkeit gegen Anton ausgenommen, war er stets liebevoll gegen die Seinen gewesen. Die Baronin, welche den Entfernten mütterlich liebte und auch den Gestorbenen vertheidigen wollte, sagte, wenn die Rede auf dieses traurige Kapitel kam: „Es ist schwer, hierüber zu urtheilen. Anton sprach oft so geringschätzig über den Adel, hatte so durch und durch republikanische Ansichten, daß wir jeden Tag erwarten konnten, er würde sich mit einem Mädchen aus den ungebildetsten Ständen verbinden. Deshalb wollte ihn sein Vater jung mit einem liebenswürdigen Mädchen aus angesehener Familie verheirathen; Anton widersprach zu schroff, zu heftig, und mußte er uns denn so tief durch seine Flucht verletzen?"

Anton war fern, hatte aber doch jedenfalls einen Vertrauten in der Heimat zurückgelassen, denn kaum war der Baron Anton Eberhard von Sternberg zwei Monate begraben, als aus Philadelphia ein Schreiben von Anton an seinen jüngern Bruder anlangte.

In diesem Schreiben sagte er, daß Deutschland, vor allem aber die Heimat ihm zuwider sei, nun und nimmer kehre er zurück; er halte es also für das Klügste, die Familiengüter an seinen Bruder Alfred Eduard abzutreten, falls dieser ihm die runde Summe von viermal-

hunderttausend Thalern dafür bezahlen wolle, denn so viel seien die Güter werth. Er möge sofort antworten und, falls er darauf eingehen könne, die Kaufsumme in sichern Wechseln durch ein bremer Handlungshaus an ihn schicken. Ueber den Tod des Vaters, welcher ihn noch in den letzten Minuten seines Lebens gesegnet hatte, sagte er kein anderes Wort als: „Ich habe erfahren, daß der Vater gestorben ist"; der Mutter erwähnte er gar nicht.

Frau von Sternberg war über diesen Brief empört und tief betrübt; sie sah es gern, daß Alfred Eduard der Besitzer der Familiengüter werden sollte, und gab ihr älterliches Erbtheil und ihre Ersparnisse zu diesem Kauf freudig her; auch Auguste, die junge Baronin von Sternberg, legte ihr Vermögen dazu; das Haus in der Residenz, was nicht zu dem Majorat gehörte, sondern dem jüngern Sohne zufallen sollte, ward an einen Liebhaber gut verkauft, und so konnte Alfred Eduard bald die volle Kaufsumme an seinen Bruder absenden, welcher dagegen ein Document schickte, in aller Form in Philadelphia ausgestellt, in welchem er die Güter Sternberg, Wiegendorf und Altenthal, mit Allem, was dazu gehörte, seinem jüngern Bruder rechtskräftig abtrat.

Schloß Sternberg gehörte nun mit Fug und Recht dem Baron Alfred Eduard, welcher mit seiner geliebten

Gattin und seiner von ihm verehrten Mutter ein glückliches, segensreiches Leben führte. Alfred blieb das einzige Kind des Paares; seiner Erziehung und Ausbildung widmete der Vater einen großen Theil seiner Zeit, auch auf die Verbesserung seiner Besitzung wandte er viel; er brachte es dahin, daß auf seinen Dörfern nur Bildung und Wohlstand zu sehen war, denn er sorgte für gute Schulen, er war der Rathgeber aller Landwirthe; weit und breit umher kannte und ehrte man den Freiherrn von Sternberg; seine selten schönen Treibhäuser und der paradiesisch schöne Park lockten aus allen Weltgegenden Fremde herbei, welche nie ohne Befriedigung die Sternberg'schen Güter verließen.

Vierzehn Jahre hatte die ältere Freifrau von Sternberg ihren Sohn Alfred Eduard in glücklichster Ehe gesehen, als sie sanft und ruhig, beweint von den Ihrigen, aus dem Leben schied.

Ihr Tod ließ eine große Lücke in dem Familienkreis, und Baron Sternberg trat, um sich und seine Gemahlin zu zerstreuen, mit ihr und seinem Sohne eine längere Reise an. Seit seinen Universitätsjahren hatte er Schloß Sternberg nicht verlassen, seine Gattin kannte nur die nächsten Umgebungen, Alfred freute sich, wie alle Kinder, die bunte, weite Welt zu sehen. Vielleicht wäre es besser gewesen, der Baron hätte diese Reise nicht gemacht!

Er reiste", fuhr Alfred Stern nach einer Pause fort, „nach Süddeutschland, Oesterreich, Italien und kehrte mit Beginn des Lenzes nach neunmonatlicher Abwesenheit auf seine Güter zurück, wo ihn seine Untergebenen freudig empfingen. Auch der Baron und die Baronin, selbst der kleine Alfred, waren froh, daheim zu sein. Der alte treue Inspector legte von dem, was er während der Abwesenheit des Herrn gethan hatte, genaue Rechenschaft ab; der Baron äußerte seine höchste Zufriedenheit und machte dem Inspector ein schönes Geschenk. Wichtiges war nicht vorgefallen; nur der alte Lorenz, welcher in jüngern Jahren Stallmeister gewesen war und in der letzten Zeit seine Pension auf Sternberg verzehrt hatte, war drei Wochen vor der Ankunft des Barons gestorben.

„Waren in unserer Abwesenheit viele Fremde da, den Garten und den Park zu sehen?" fragte der Baron, denn seine Anlagen waren nun einmal sein Stolz und seine Freude.

„Viele, viele, Herr Baron, besonders Engländer, und gerade sie, in deren Heimat es doch so herrliche Parks gibt, sie, bei denen die Gartenbaukunst so hoch steht, lobten und bewunderten am meisten."

„Weil sie es verstehen, Inspector", bemerkte der Baron. „Es ist nicht immer Mißgunst oder Absprecherei,

wenn die Menschen ein Kunstwerk, eine Kunstleistung, einen Gegenstand von Werth nicht rühmen; sehr vielen geht die Empfänglichkeit für das Schöne, andern das richtige Verständniß dafür ab."

Einige Tage später nahm der Baron ein Buch aus seinem Bücherschrank, um es Alfred zu geben. Es war ein Buch mit vielen colorirten Kupferstichen, welches er schon als Kind erhalten hatte und jetzt dem Sohne geben wollte. Indem der Baron das Buch herausnahm, bemerkte er, daß es verkehrt stand; der mit Gold gedruckte Titel auf dem Rücken des Buchs befand sich unten.

Baron Sternberg war von seiner Mutter erzogen worden, einer Dame, deren Ordnungsliebe und Reinlichkeit fast zur Pedanterie ausgeartet war. Während Anton wild und unbändig, wie er war, draußen umherstürmte, saß der jüngere Sohn bei der Mutter, spielte mit seinem Baukasten, ließ sich die Bilder erklären, welche er besah, und wurde daran gewöhnt, sein Spielzeug wieder ordentlich aufzuheben, jedes Buch an Ort und Stelle zu setzen, sich selbst und was er in die Hände bekam, stets sauber zu halten. Der Baron wußte, daß den Tag vor seiner Abreise alle Bücher in diesem Schranke in der größten Ordnung gestanden hatten, daß außer ihm Niemand diesen Schrank öffnete, selbst seine Gemahlin nicht. Er blätterte in dem Buche; es weckte angenehme

und bittere Erinnerungen in ihm. Wie oft hatte seine Mutter, bevor er lesen konnte, ihm das Bild erklärt, welches ihn so sehr angezogen hatte, nämlich Berthold Schwarz, wie er vor dem Herde steht und das Schießpulver entdeckt. Er gedachte auch des Tages, an welchem Anton ihm ein anderes Bild aus diesem Buche hatte herausreißen wollen, weil es ihm gefiel; Alfred Eduard hatte dies nicht erlaubt, und Anton ihm zornig das schwere Buch an den Kopf geworfen, von den Worten begleitet: „Ist mir doch auf der Welt Niemand so zuwider wie Du heimtückisches Muttersöhnchen!"

Diese Aeußerung schmerzte Alfred Eduard, welcher seinen Bruder gern geliebt hätte; sie war auch ungerecht gegen die gute Mutter, weil sie beiden Söhnen gleiche Liebe erwies; aber da es Anton niemals lange im Zimmer aushielt, so lebte der sinnige Alfred Eduard, der ein Büchermensch war, mehr mit ihr zusammen. Anton hatte überhaupt nichts Sternbergisches in seinem Wesen, wohl aber viel vom Vater seiner Mutter, einem Laci, und die Grafen Laci, ein altes polnisches Geschlecht, galten alle für hart, widerspenstig und gewaltthätig, auch falsch nannte man sie. Die Baronin Sternberg hatte nichts von ihrem Vater; sie war das Ebenbild ihrer sanften Mutter, eines sächsischen Edelfräuleins. Ihr Großvater war mit einem der Könige Polens aus dem sächsischen

Hause nach Sachsen gekommen; ihr Vater, ein geborener Sachse, hatte in Preußen eine Erbtochter geheirathet. Doch", fuhr Alfred fort, „ich will wieder zu dem Baron selbst zurückkehren. Er blätterte also, wie ich Dir schon erzählt, liebe Hermine, in dem Buche und vermißte zu seinem Staunen den Kupferstich, den einst sein Bruder vergebens begehrt hatte. Einen Augenblick stand er betroffen da, dann rief er seinen Sohn, welcher im Nebenzimmer seine lateinische Aufgabe machte.

Gütig wie immer fragte der Baron, ob Alfred den colorirten Kupferstich aus dem Buche herausgerissen habe.

Der Knabe versicherte, daß er das Buch heute zum ersten Male erblicke, der Vater werde ja wissen, daß er ihm bisher noch niemals ein Buch aus diesem Schranke gegeben habe.

„Es ist gut", sagte der Baron und stellte das Buch wieder nachdenklich in den Schrank; hierauf ging er in den Garten, den Inspector zu suchen. Er fand ihn im Park, beschäftigt, einigen Arbeitern Anweisungen zu geben. Der Baron zog ihn auf die Seite und sagte eindringlich: „Lieber Inspector, können Sie sich erinnern, ob wohl einer der Fremden, welche kamen, Park und Garten zu sehen, im Schlosse war? Es gibt oft Poeten, Maler, Alterthumsforscher, welche dem Gelüst, ein altes Schloß

zu sehen, nicht widerstehen können, gleichviel, ob sie dadurch zudringlich erscheinen oder nicht. Denken Sie nach!"

„Nun, Herr Baron, da Sie selbst danach fragen, so kann ich wohl sprechen", erwiderte der Inspector, „sonst hätte ich geschwiegen, denn im Grunde sind es wohl nur Phantastereien, was ich dachte."

„Gleichviel, lieber Inspector, sagen Sie mir Alles."

„Also, Herr Baron, acht Wochen waren es gestern, es war gerade am Fastnachtsdienstage, da wandelte mich die Lust an, einmal hinab in das Dorf zu gehen und in der goldenen Sonne den Fastnachtsspaß mit anzusehen. Die Honoratioren der Umgegend waren nämlich auf den Einfall gekommen, in dem eleganten großen Saale der Sonne einen Maskenball zu veranstalten, was dem thätigen Wirthe sehr angenehm war. Ich wollte natürlich nur als Zuschauer hingehen, mußte es mir aber doch, sollte ich eingelassen werden, gefallen lassen, eine Pilgerkutte anzuziehen, die mir auch weiter nicht lästig war. Einige Zeit belustigte mich das bunte Getümmel, aber nach einem Stündchen vertrieben Lärm und Hitze mich aus dem Tanzsaale und ich setzte mich in eins der Zimmer im Erdgeschoß hinter einen Schoppen guten Weins. Das Gemach war außer mir nur von einem Gaste besucht, welcher in einer Ecke saß und sich mit einem großen Hunde zu schaffen machte, dabei von Zeit zu Zeit sein

Glas zum Munde führend. Das Aeußere des ernsten Gastes war auffallend, denn sein Gesicht war braun und ein schöner schwarzer Bart bedeckte den Untertheil desselben ganz und gar. Die Figur war groß, stark, dabei vom schönsten Ebenmaß.

Jetzt trat der Wirth ein. Der Fremde bestellte im feinsten Französisch etwas bei ihm, und da ich natürlich wußte, daß der Mann nicht Französisch verstand, machte ich den Dolmetscher. Dadurch kam ich mit dem Herrn in ein Gespräch und erfuhr, daß er ein geborener Franzose sei, lange in Algier gelebt habe und Schlachtenmaler sei. Er wolle, sagte er, jetzt Deutschland kennen lernen. Im Laufe des Gesprächs fragte er, wem das alte Schloß auf dem Berge gehöre, ob es sehenswerthe Alterthümer enthalte und ob wohl der Schloßherr seinen Besuch annehmen würde. Auf meine Bemerkung, daß der Herr Baron auf längere Zeit verreist wären, sprach er sein Bedauern aus und ging, um sich, wie er sagte, niederzulegen, weil er müde sei. Den andern Tag sah ich den Herrn noch einmal, als ich von einem Gange durch das Dorf zur Mittagszeit nach dem Schlosse kam. Der alte Lorenz hatte ihn herumgeführt im Schlosse, so sagte mir meine Mutter; Lorenz selbst sprach nicht eher davon als bis ich es ihm vorhielt, daß es nicht passend und rathsam sei, in des Herrn Barons Abwesenheit un-

bekannte Leute im Schlosse herumzuführen. Seitdem habe ich den Herrn nicht wieder vor Augen bekommen."

Baron Sternberg schwieg, aber die Erzählung dieses Vorgangs hatte ihm einen unheimlichen Eindruck hinterlassen.

Er konnte die düstern, wunderlichen Ahnungen, welche in ihm aufstiegen, nur mit Mühe niederkämpfen, doch besaß er Selbstbeherrschung genug, um dem Inspector noch einige gleichgültige Aufträge zu geben und über den fremden Gast einen Scherz zu machen. Eine halbe Stunde später stand der Baron in seinem Kabinet, welches an sein Arbeitszimmer stieß, vor einem geöffneten Wandschranke, in welchem er außer Schmuck und Silber und Goldgeschirr einige zwanzigtausend Thaler in Staatspapieren und verschiedene wichtige Documente aufbewahrt hatte. Alles lag an Ort und Stelle; nur ein Papier fehlte, wie sorgfältig auch der Baron nachsuchte, das Document, welches ihn zum Herrn der Herrschaft Sternberg erklärte. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn, vergebens bemühte er sich mit dem Nachsuchen und Nachdenken; er hatte dieses Document, gleich nachdem er es empfangen hatte, in den Schrank eingeschlossen, niemals herausgenommen, es vor seiner Abreise noch gesehen, es war jetzt nicht zu finden, es mußte entwendet worden sein.

Der Baron verließ endlich scheinbar ruhig das Kabinet; er durchsuchte seinen Secretär, obgleich er wußte, daß er in demselben niemals das wichtige Document aufbewahrt hatte; vergebens, es fand sich in dem Secretär ebenso wenig als in dem Wandschranke. Daß das Verschwinden dieses Documents mit dem Besuche jenes Fremden zusammenhing, schien ihm nur zu gewiß. Er stellte Nachforschungen nach ihm an, reiste nach der Residenz; er sah weder einen Mann, welcher dem Manne, wie ihn der Inspector beschrieben hatte, ähnlich war, noch hörte er durch Andere von ihm. Er bereute, nicht gethan zu haben, was mehrmals seine Gattin gerathen hatte, von dem Documente eine beglaubigte Abschrift durch das Gericht machen zu lassen und dieselbe in einem eisernen Kasten im Schloßkeller zu verwahren; er, der in der Regel so vorsichtig in Allem war, hatte sich in dieser wichtigen Sache nicht warnen lassen, nicht, wie seine Gemahlin oft bemerkte, an Feuersgefahr gedacht.

Mehrere Monate verlebte der Baron in unaufhörlicher Angst; es war ihm zu Muthe, als hänge das Schwert des Damokles über seinem Haupte. Einen intimen Freund, gegen den er sich aussprechen konnte, hatte er nicht, seiner geliebten Gattin wollte er nicht das Leben durch Mittheilungen trüben, welche doch nur Vermuthungen waren, seinen Sohn hielt er für zu jung, um

ihn zum Vertrauten zu machen — kein Wunder, daß seine Gesundheit darunter litt.

Mit vielem Eifer fing er jetzt an die Rechte zu studiren, aber er schien durch diese Beschäftigung eher beunruhigt als beruhigt zu werden, doch sprach er gegen seinen Sohn den Wunsch aus, daß dieser sich später dem Studium der Jurisprudenz widmen möge; er sandte ihn, damit er mehr Umgang mit Jünglingen seines Alters haben sollte, nach der Residenz, wo er ihn das Gymnasium besuchen ließ, und gab ihm eben nur so viel, als der Sohn eines mäßig bemittelten Mannes erhielt.

Zwei Jahre waren so äußerlich ruhig, innerlich peinlich für den Baron entschwunden, als von anderer Seite her härtere Sorgen den edlen Mann niederbeugten. Seine Gemahlin fing an abzumagern; da sie aber keine Schmerzen fühlte, hielt sie sich nicht für krank und wollte anfangs von keinem Arzte etwas wissen. Indeß sanft und rücksichtsvoll gegen die Ihrigen, ließ sie sich von dem Gemahl nach Salzbrunn führen, und es schien kurze Zeit, als ob sie neue Kräfte gewänne; aber bald kehrte die alte Schwäche zurück und eines Tages fand der Baron sie im Sopha sitzend, rückwärts gelehnt mit gebrochenen Augen. In ihrer kalten Hand hielt sie ein Blatt Papier, der Bleistift lag entfallen zu ihren Füßen; auf dem Papiere stand mit leserlicher

Schrift: „Ich habe im Garten eine zweite —"; ehe sie weiter schreiben konnte, hatte der Tod sie ereilt.

Diese Worte, welche nur der Baron las, wären für jeden Andern unverständlich gewesen; er legte sie in seiner Weise aus, indem er vermuthete, daß sie, ohne ihm davon zu sagen, doch eine Abschrift des Documents habe machen und gerichtlich beglaubigen lassen, und daß sie dieselbe in einem festen Behältniß im Garten vergraben habe.

Als die geliebte Todte, welche auf das Stammgut geführt wurde, zur Ruhe bestattet war und der Baron einigermaßen seine Fassung wiedergefunden hatte, stellte er Nachforschungen im Garten an. Unter dem Vorgeben, er wolle, um sich zu zerstreuen, den Garten anders anlegen, wurde unter seiner Aufsicht der Boden umgegraben, aber sei es nun, daß nicht tief genug gegraben wurde, sei es, daß der Baron den Worten seiner Gattin eine falsche Deutung gab, es fand sich nichts. Daß einer seiner Arbeiter ein solches Kästchen beim Umgraben gefunden und beseitigt haben könne, war undenkbar, der Baron war bei Allem, was im Garten geschah; auch Alfred weilte jetzt daheim und überwachte die Arbeiter, ebenso der Inspector, auf dessen Treue der Baron bauen konnte.

Wieder vergingen zwei Jahre. Alfred bezog die

Universität, der Baron trauerte noch um seine Gemahlin, aber er war in Bezug auf seine äußern Verhältnisse ruhig; er dachte sich seinen Sohn als künftigen Herrn der schönen, durch ihn so blühend gewordenen Besitzung und fing an sich wieder über den Blumenflor, über reiche Ernten, über das Emporblühen einer Zuckerfabrik, welche er in Sternberg angelegt hatte und welche fünfzig Menschen beschäftigte, zu freuen, da kam der Schlag, da entlud sich die dunkle Wolke, welche der Baron in der letzten Zeit nicht mehr beobachtet hatte.

Nach zweiundzwanzigjähriger Entfernung vom Vaterhause war Anton Freiherr von Sternberg heimgekehrt, vorläufig nach der Hauptstadt des Landes.

Er machte in einem kurzen Schreiben seinem Bruder bekannt, daß er wieder da sei, Wittwer, Vater eines Sohnes und einer Tochter, für deren Zukunft er sorgen müsse. Des Umherschweifens, der Fremde überhaupt sei er müde. Er wolle jetzt das Erbe in Besitz nehmen, das Schloß seiner Ahnen beziehen, und der jüngere Bruder, Alfred Eduard, der ja durch das Muttererbe und das Vermögen seiner Gattin reich sei, möge das Schloß sofort räumen.

Empört über diese Zumuthung antwortete Baron Alfred Eduard, daß er über eine solche Forderung lache,

indem er ja die von Anton freiwillig abgetretenen Güter um die Summe von viermalhunderttausend Thaler erkauft habe. Auf diesen Brief kam mehrere Monate keine Antwort, und der Baron glaubte schon, sein Bruder sei zur Erkenntniß seines Unrechts gekommen, da erschien ein langes Schreiben vom Gericht, in welchem Vorweis dieses Documents oder Abtretung der Güter im Namen des Barons Anton von Sternberg von dem Baron Alfred Eduard von Sternberg verlangt wurde.

Natürlich", fuhr Alfred nach einer Pause fort, „wandte sich der jüngere der Brüder jetzt an einen der geschicktesten, redlichsten Sachwalter, allein dieser erschrak sehr über den Verlust des Documents, an dessen Entwendung er ebenso fest glaubte als der Baron. Dennoch gab er die Sache nicht verloren. Der Gerichtshof in Philadelphia mußte in den Büchern eine Abschrift des Documents haben, das Handlungshaus, welches die Kaufsumme in Wechseln nach Philadelphia gesandt, mußte ebenfalls in seinen Büchern davon Notiz genommen haben; auch auf Sternberg lebten noch zwei Zeugen, welche das Document gelesen hatten, der Pfarrer von Sternberg und der Inspector. Es war gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß Anton von Sternberg so lange auf seine Erbgüter selbst oder eine entsprechende Entschädigung verzichtet haben würde; außerdem sprachen

für den jüngern Bruder seine anerkannte Rechtlichkeit und der Eifer, mit welchem er für die Hebung seines Grundbesitzes gewirkt hatte; er mußte es im Bewußtsein gethan haben, daß die Herrschaft Sternberg, welche jetzt das Doppelte werth geworden war, dereinst von Gott und Rechts wegen seinem Sohne zufallen mußte.

Es begann nun, wie vorauszusehen, einer jener langweiligen, verwickelten Rechtsstreite, deren Ende nicht abzusehen war, denn natürlich brauchte es Zeit, ehe von dem nordamerikanischen Gerichtshofe, ehe von dem Handlungshause Antworten kamen, welche vor Gericht geltend gemacht werden konnten.

In Philadelphia wollte man keine Abschrift jenes Documents in den Büchern gefunden haben; das Handlungshaus in Bremen gestand zu, in dem angegebenen Jahre die Summe von viermalhunderttausend Thalern bekommen zu haben für Wechsel, ausgestellt auf ein Handlungshaus in Philadelphia, zahlbar an die Ordre des Barons Anton von Sternberg; allein damit war noch nicht gesagt, daß durch diese Summe die Stammgüter von Alfred Eduard von Sternberg dem ältern Bruder abgekauft worden waren, obgleich diese Aussage des Handlungshauses zu Gunsten des jüngern Barons sprach.

Der junge Alfred sah mit tiefer Bekümmerniß, wie sehr dieser Streit an der Gesundheit des geliebten Vaters zehrte.

„Du hast ja außer Deinen Gütern ein kleines Kapital zuruckgelegt, was für Deine einfachen Bedürfnisse hinreichen wird“, sagte er zu dem theuern Vater. „Mache dem Proceß ein Ende, laß uns weit von hier, nach Süddeutschland oder Italien gehen und die trübe Vergangenheit vergessen, indem wir die peinliche Gegenwart abschütteln.“

„Du sprichst wie ein edler Mensch, der jung und unerfahren ist“, entgegnete der Baron. „Wenn ich jetzt zurückwiche, würde Niemand glauben, daß es auf Deine Bitte geschähe oder weil ich Ruhe haben wollte und mit dem, was mir bliebe, zufrieden wäre; man würde überall sagen, daß ich den Proceß im Gefühl meines Unrechts fallen ließe. Nicht nur viele Menschen, deren Wohl und Wehe von mir abhängt, würden verlieren, wenn die Herrschaft Sternberg an meinen Bruder überginge, auch Du, mein Sohn, und mehr als Geld und Gut, Deinen unbescholtenen Namen, denn man würde in Dir den Sohn eines Betrügers sehen!“

Gegen diese Ansicht ließ sich nicht streiten!“

Alfred blickte einige Secunden düster vor sich nieder, dann fuhr er fort: „Der Anwalt des jüngern Bruders hatte einigemal den Versuch gemacht, die beiden Brüder zu einer Zusammenkunft zu bewegen, der ältere hatte aber diesen Vorschlag niemals annehmen wollen, er war,

wie er sagte, zu empört über das Benehmen seines Bruders. Da trat ein mächtigerer Herrscher auf, als irgend ein irdischer Richter zu sein sich rühmen kann, der Tod! Während der ältere Sternberg in der Residenz nach zweitägigen Qualen an der Cholera starb, endete ein Herzschlag sanft das Leben des jüngern.

Jammernde Diener, weinende Nachbaren gaben ihm das letzte Geleite. Am Tage vor seinem Tode hatte er, vielleicht sein baldiges Ende ahnend, seinem Sohne das Ehrenwort abgenommen, falls er vor Beendigung des Processes von der Erde abgerufen würde, den letztern zu seiner Ehrenrettung fortzuführen.

Alfred von Sternberg war bei dem Tode seines Vaters noch nicht mündig; er lag noch auf Universitäten seinen Studien ob. Seiner Mutter nächster Vetter, ein Herr von Gersdorf, wurde ihm zum Vormunde bestellt und begann den Proceß mit aller Energie weiter zu verfolgen; ein tüchtiger Rechtsgelehrter wurde zum Vormunde für Anton von Sternberg's Kindern bestellt, denen der Vater ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte. Zu jener Zeit wurde in dem Staate, wo die Sternbergischen Güter liegen, eine neue Gerichtsordnung eingeführt. Der Sachwalter des ältern Sternberg starb, ein neuer bekam die Acten in die Hände und darüber verging wieder Zeit. Die Einkünfte der Sternbergischen Güter, auf

denen jetzt der Inspector schaltete, wurden an die Behörde abgeliefert und bis zur endlichen Entscheidung dieses Rechtshandels aufbewahrt, und die beiderseitigen Advocaten beeilten sich eben nicht mit der Führung des Processes.

Alfred hatte seine Studien eifrig fortgesetzt, sein Examen gemacht und fern von der Heimat, um nicht als ein bedauerter, seines Erbes beraubter Freiherr ohne Güter dazustehen, den Namen Stern angenommen. Daß ich jener Alfred bin, wirst Du, meine Hermine, wohl schon errathen haben. Der Proceß ist vor kurzem entschieden worden; meines Oheims Sohn hat die Güter zugesprochen erhalten."

„Mein armer Alfred!" sagte tief bewegt Hermine und schloß den Gatten innig in ihre Arme. „O könnte ich etwas thun, Dir den Verlust dieses reichen Erbes zu ersetzen!"

„Sprich nicht so, Hermine, Du weißt, was Du mir bist, und um kein Königreich würde ich Dich vertauschen. Aber nicht nur der Schmerz, daß das Andenken meines edlen Vaters in den Augen des Gerichts befleckt ist, beugt mich nieder, auch materielle Sorge, denn ich bin in die Kosten verurtheilt; mein kleines Kapital, das mein Vormund für mich gerettet hatte, deckt sie kaum, denn Gerichtskosten von einem Proceß, welcher Jahre gedauert hat und



um so bedeutende Objecte geführt worden ist, bedeuten etwas. Ich muß also", fuhr er fort, „den größten Theil meines Kapitals opfern, selbst wenn sie, was ich hoffe, auf meine letzte Eingabe mir etwas an den Kosten erlassen. Deshalb habe ich meiner lieben Unabhängigkeit entsagt und das Amt bei dem Fürsten Victor angenommen."

„Deshalb, mein Alfred", sagte Hermine heiter, „deshalb hat das Schicksal Dir durch meinen Oheim Ersatz gesandt. Zehnfach bin ich es jetzt Dir, unserem Franz, mir selbst schuldig, nach Amerika zu reisen, mag nun die Erbschaft groß oder klein sein; jedenfalls wird sie Dir Deine theure Freiheit wiedergeben, und Du kannst dann wieder alle Deine Zeit Deiner geliebten Kunst widmen."

„Sei es denn so, ich glaube selbst, es muß sein!" sprach Alfred. „Laß mich jetzt den Brief Deines Oheims lesen, dann wollen wir überlegen, wann und auf welche Weise Du am schnellsten, bequemsten und sichersten reisen kannst."

Der Entschluß war gefaßt; wie schwer er auch dem liebenden Paare geworden war, für Alfred war es vielleicht noch bitterer, Hermine reisen zu sehn, als für sie, welche in die unbekannte Ferne ziehen wollte, dem theuren Manne das verlorene Glück der Unabhängigkeit wiederzubringen.

Zweites Buch.

> Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß,
> Ich liebe Dich, weil ich's nicht ändern kann,
> Ich liebe Dich durch einen Himmelsschluß.
>
> Rückert.

Hermine hatte, von einer edlen Mutter vortrefflich erzogen, vom Schicksal schon in früher Jugend auf sich selbst angewiesen, gelernt, ihre Empfindungen insoweit zu beherrschen, daß sie ihnen nicht alle Macht über ihre Handlungsweise ließ; unter allen Verhältnissen that und litt sie würdig, was gethan und getragen werden mußte.

Gefaßt nahm sie von Alfred, dem so innig Geliebten, und von ihrem lieblichen Knaben Abschied und trat ihre Reise abends an, um ihr betrübtes, verweintes Gesicht nicht fremden Blicken preiszugeben.

Von Fahrten auf Eisenbahnen im Waggon zweiter Klasse läßt sich nicht viel erzählen. Hermine hüllte sich in ihren Mantel, zog den Schleier vor ihr Antlitz, schmiegte sich in eine Ecke und schloß die Augen, ohne sich um das Gespräch ihrer unbekannten Reisegefährtinnen zu küm-

mern. Endlich schlief sie wirklich ein; sie hatte in den letzten Tagen noch viel gearbeitet und war von Anstrengung und Thränen müde. Als sie erwachte, war es schon heller Tag und ihre Nachbarin sagte: „In zwei Stunden sind wir in Hamburg."

„Haben Sie Bekannte dort, Madame?" fragte Hermine etwas schüchtern.

„Nein, ich bleibe nur kurze Zeit da, bis ein Schiff direct nach Neuyork geht; ich reise zu meinem Manne."

„Nach Neuyork?" rief Hermine freudig aus. „Das ist auch mein Reiseziel; nun werde ich dasselbe Schiff wählen."

„Das wird mich freuen", erwiderte die Dame; „ich bin älter wie Sie und kann Sie beschützen, denn ein junges schönes Mädchen geht nicht gern allein in Gasthöfe."

„Sie haben Recht, allein ich bin kein Mädchen mehr, mein Name ist Frau Stern."

„Der meinige Frau Richter, und nun reichen Sie mir die Hand und lassen Sie uns gute Kameradschaft halten."

Hermine reichte der blassen, freundlichen Frau die Hand, allein sie fühlte sich nicht gedrungen, ihr mehr über sich selbst und den Zweck ihrer Reise zu sagen. Frau Richter dagegen begann mit einem Seufzer: „Sie gehen

wohl nur zum Besuche nach Amerika? Ich Arme muß wahrscheinlich mein Leben in der Fremde beschließen. Wenn ich daran denke, daß ich mein liebes, trautes Deutschland nicht wiedersehen soll, ist mir zu Muthe, als sollte mir das Herz aus der Brust gerissen werden."

„Und konnten Sie wirklich nicht in der Heimat bleiben, winkt Ihnen keine Wiederkehr?" fragte Hermine mit inniger Theilnahme.

„Mein Mann ist ein politischer Flüchtling", antwortete Frau Richter. „Als im Jahre 1848 der Kampf in Berlin begann, nahm er daran Theil, ward schwer verwundet in unsere Wohnung gebracht und würde jetzt ein Gefangener sein, wenn ihm nicht ein Freund und Gesinnungsgenosse, der unverdächtig geblieben war, zur Flucht verholfen hätte. Ich blieb in Berlin und nährte mich von den wenigen Kenntnissen, welche ich besitze. Ich gab Klavierstunden, Unterricht in der englischen Sprache und fertigte Stickereien für die Läden, ein Oheim unterstützte mich außerdem und es ging mir ziemlich wohl."

„Was hörten Sie von Ihrem Gatten?"

„Monatelang nichts, als daß er glücklich in Amerika angekommen sei. Später schrieb er mir, daß er auf den Rath eines deutschen Buchhändlers eine Gastwirthschaft angefangen habe, weil er in Neuyork seine Kenntnisse nicht verwerthen könne. Es geht ihm jetzt

äußerlich gut, und er bat mich, zu ihm zu kommen, da ihm die Hausfrau fehle."

„Er wird glücklich sein, Sie wiederzusehen, beste Frau Richter, und Sie werden an der Seite des geliebten Mannes das Vaterland nicht vermissen."

Die blasse Frau sah ernst vor sich nieder und sagte nach einer Pause: „Es mag sein, daß mein Mann mich früher sehr geliebt hat und jetzt noch Zuneigung zu mir fühlt, aber wir waren fünf Jahre getrennt und die Zeit ändert die Menschen. Richter hat amerikanische Ansichten und Manieren angenommen und ich bin deutsch, grunddeutsch geblieben. Sorgen und Arbeiten haben mich vor der Zeit alt gemacht und der Lebensmuth ist mir gebrochen."

„Aber die Liebe trägt, wagt, glaubt und verschönt Alles", bemerkte Hermine.

„Ja, die Liebe, aber sie ist seltener auf Erden, als man glaubt, ich meine nämlich die Liebe in der Ehe. Was weiß ein junges Mädchen von Liebe? Vater und Mutter, Verwandte und Freunde bemühen sich abwechselnd, ihm zu beweisen, daß Liebe eine große Narrheit oder ein schöner, flüchtiger Jugendtraum sei, daß sich die echte, bleibende Zuneigung in der Ehe finde und daß ein Mädchen vor allem darauf zu sehen habe, durch einen achtbaren, vermögenden Mann einen eigenen Herd zu

bekommen. Unvermählte werden verspottet, das Wort „alte Jungfer" wird wie ein Gespenst vor die Seele des Mädchens geschrieben, gesprochen; so kommt man gar nicht zur Besinnung, und wenn sich um ein siebzehnjähriges Mädchen ein achtbarer Mann bewirbt, der einen eigenen Herd hat, so wäre, das sagt die ganze Familie, das Mädchen ja reif für das Irrenhaus, wenn es nicht mit Freuden die Hand des Mannes annähme."

Frau Richter seufzte tief auf nach diesen Worten. Hermine sagte: „Es mag wohl ein großes Leiden sein, an der Seite eines Ungeliebten leben zu müssen, aber Sie, liebe Frau Richter, Sie sind doch nicht in dem Falle. Warum gingen Sie denn dann nach Amerika?"

„Ich habe Theilnahme für Richter und Pflichtgefühl. Als ich ihm die Hand reichte, war mein Charakter noch nicht entwickelt, und ich that halb willenlos den wichtigsten Schritt, den eine Frau thun kann; jetzt ist mein Charakter gestählt und ich will meine Pflicht thun und meinem Manne beistehen, da er es wünscht und meiner bedarf."

„Vielleicht werden Sie in dem schönen Lande schneller heimisch, als Sie glauben."

„Gott füge es so, liebe Frau Stern. Daß ich Ihnen begegnet bin, will ich für ein günstiges Omen nehmen; in Ihrer Nähe fühle ich mich wohl, und die

trüben Gedanken schwinden, wenn ich in Ihr freundliches Auge sehe."

Hermine lächelte, ihrem guten Herzen war es ein Trost, durch ihre Gegenwart die arme Frau aufheitern zu können.

„Ich habe Hamburg seit einigen Jahren nicht gesehen", begann nach einer Pause Frau Richter, „und freue mich auf diese liebe, mir bekannte Stadt."

Als die Frauen über den Jungfernstieg nach Streit's Hotel fuhren, sagte Frau Richter: „Dieser Platz ist gewiß einer der schönsten in Europa; er erweckt viele Erinnerungen in mir. Ich lebte als junges Mädchen einige Zeit mit meinen Ältern hier und denke noch mit Freude an die schönen Abende, welche ich hier im Theater zubrachte. In Wahrheit, damals besaß Hamburg ein Schauspiel, wie man es sich vorzüglicher nicht denken kann. Emil Devrient noch im Jünglingsalter, Doris Devrient, Lebrun, Gloy, die schöne Peche, die reizende Lebrun, das Künstlerpaar Lenz — es war ein Genuß, diese Darsteller zu sehen! Welch ein Publikum war aber auch damals das hamburger, noch durchglüht von großen Erinnerungen an Lessing, an Friedrich Ludwig Schröder, an Sophie Schröder!"

Die Frau wurde ganz lebhaft; indem sie sprach, machten Erinnerungen an die herrliche Kunst ihr das Trübe der Gegenwart vergessen.

Hermine erinnerte sich an Alfred's Worte: „Die treuesten Freunde im Leben sind Natur und Kunst; sie verlieren niemals ihren Einfluß auf uns, sobald wir uns demselben nicht gewaltsam entziehen, und stets ist ihr Einfluß ein erhebender und beglückender."

Frau Richter hatte Thränen in den Augen, als sie auf die Schwäne sah, welche graziös und majestätisch auf dem blauen Alsterbassin dahergeschwommen kamen. Das schöne Bassin war mit Kähnen bedeckt, welche alle geflaggt hatten; die Tochter eines reichen Rheders hielt heute Hochzeit, sagten einige Vorübergehende.

Hermine hatte Alfred versprechen müssen, sich nicht allein dem Trennungsschmerze hinzugeben, sondern auch mit Theilnahme alles Sehenswerthe zu beachten. „Damit ich", hatte er hinzugefügt, „wenn ich Deine lieben Briefe lese, die Welt durch Dein Auge sehe."

An diese Worte des theuern Mannes dachte sie jetzt; sie ließ ihre Blicke über das blaue Alsterbassin schweifen, in dessen klarer Fläche sich die Sonne spiegelte, sie hatte ihre Freude an den vielen schönen Schwänen, welche majestätisch und graziös zugleich auf der stillen Flut dahinzogen, und an den reichbeflaggten Kähnen und kleinen Schiffen, welche, mit fröhlichen Menschen besetzt, auf dem Flusse dahinglitten.

„Der September und der October sind im Norden

Deutschlands oft die schönsten Monate im Jahre", bemerkte Frau Richter; „heute sehen wir Hamburg im vollen Glanze. Vor morgen nachts geht das Schiff, mit welchem ich reise, nicht nach Amerika ab, und Sie wollen ja mit mir; so lassen Sie mich heute Ihre Führerin sein, ich will mich aller trüben Gedanken entschlagen und nur dem Genusse hingeben, noch auf deutscher Erde zu stehen."

So sprechend schritt Frau Richter neben Herminen die Treppe hinauf in Streit's stattlichem Hotel, wo die Damen abgestiegen waren. Hermine ging nach ihrem Zimmer, um ihre Toilette etwas zu verändern und um an ihren Alfred zu schreiben, doch kaum hatte sie ihren Brief begonnen, als ihre Reisegefährtin eintrat.

„Sparen Sie diese angenehme Unterhaltung auf morgen auf", sagte sie halb befehlend, halb lächelnd, „heute wollen wir uns des Tages freuen; man muß der Wirklichkeit zugestehen, worauf sie Anspruch hat; jetzt lassen Sie uns frühstücken und dann führe ich Sie in der Stadt herum."

Hermine machte keine Einwendungen, sie verstand sehr wohl, daß Frau Richter aus angeborener Gutmüthigkeit sie zu zerstreuen wünschte, und Hermine vermochte niemals der Güte Widerstand entgegenzusetzen.

Beide Frauen fanden Gefallen an einander, und Her-

mine pries ihr Geschick, das sie mit einer so liebenswürdigen Reisegefährtin zusammengeführt hatte.

Schneller als die junge Frau zu hoffen gewagt hatte, waren ihr die beiden Tage vergangen, die Plätze auf dem Schiffe Columbine waren bestellt und des Nachts um zwölf Uhr sollten die Damen an Bord gehen. Es war schon ziemlich spät für das Theater, als Frau Richter noch auf den Einfall kam, die letzten Acte der Oper anzusehen und einige Erfrischungen für die lange Seereise einzukaufen.

„Ich muß doch noch einmal von deutschen Sängern die Freischützmelodien singen hören", sagte sie zu Herminen. „Wollen Sie durchaus nicht mitgehen, so schreiben Sie immerhin an Ihren Gemahl; bald nach der Oper bin ich wieder da und nach elf Uhr fahren wir mit unserem Gepäck nach dem Hafen; ich bin immer pünktlich." Mit diesen Worten reichte sie Herminen herzlich die Hand und verließ das Zimmer.

Hermine sah ihr freundlich vom Fenster aus nach, Frau Richter grüßte noch einmal zu ihr herauf, die ihr lange nachblickte, bis selbst die letzte Falte ihres Kleides um die Ecke verschwunden war.

Jetzt erst kehrte die von bitterer Sehnsucht verzehrte Frau zu ihrem Schreibtische zurück und schrieb einen langen Brief an ihren Gatten. Wie viel hatte sie

ihm nicht zu sagen! Immer wieder nahm sie ein neues Blatt, bis der Brief endlich, wie sie scherzend schrieb, zum Buche geworden war.

Am Schlusse sagte sie: „Um Mitternacht gehe ich an Bord; wenn der Mond aufgeht, stechen wir in See. Du siehst, ich rede schon wie eine, die große Seereisen gemacht hat. Columbine ist der Name meines Schiffes, ein heiterer Name, er wird eine frohe Reise und glückliche Heimkehr bedeuten. Ich weiß, jetzt wirst Du jeden Tag, wenn Du den Hamburger Correspondenten in die Hand nimmst, zuerst nach den Schiffsnachrichten sehen und den Zug der Columbine verfolgen.

Sobald ich in Neuyork angelangt bin, schreibe ich Dir, doch kannst Du unter fünf Wochen keinen Brief erwarten; also quäle Dich nicht mit Angst, wenn Du einen Tag länger ohne Nachricht bleibst, als Du wünschest. Von Dir werde ich Briefe finden, theurer Alfred, Du kannst vom Hause aus oft schreiben und wirst es thun, das weiß ich. Bin ich erst in Neuyork, so werde ich selten einen Tag vergehen lassen, ohne Dir zu schreiben.

Küsse Franz, meinen, unsern süßen Knaben. Gott schütze Euch beide. Grüße auch die treue Gertrud. Ich sehe Dich wieder, mein Alfred, Dich und Franz, dann werde ich Alles vergessen, was jetzt mich quält.

Deine Hermine."

Noch war Frau Richter nicht zurück, es konnte noch nicht spät sein; daß beim Schreiben mehrere Stunden unmerklich dahingeschwunden waren, bedachte Hermine nicht. Sie sah auf ihre Taschenuhr, sie war stehen geblieben. Halb schläfrig, siegelte sie den Brief, um ihn auf dem Wege zum Hafen in den Briefkasten am Posthause zu werfen. Dann gab sie ihrer übergroßen Müdigkeit nach, legte sich auf das Sopha und schlief fest ein.

Ein bunter, aber doch sehr lebendiger und klarer Traum umfing sie. Sie stieg einen breiten Pfad, den alte Linden beschatteten, langsam hinauf, bis sie, auf der Höhe angelangt, vor einem hohen, steinernen Burgthor stehen blieb; über dem Thor sah sie in Stein kunstreich gemeißelt ein Wappen, dessen Felder durch einen Querbalken getheilt waren; das eine Feld zeigte zwei gekreuzte Schwerter, das andere drei Sterne; über dem Wappen befand sich eine Freiherrnkrone, wie die fünf Kugeln andeuteten. Sie drückte leise die Thür auf und trat in einen großen, reinlich gehaltenen Hof, der ebenfalls mit alten Linden geschmückt war; nur neben dem großen steinernen Brunnen blühten zwei weiße Akazienbäume und zwei Büsche prachtvoller wilder Rosen. Niemand war in dem Hofe zu sehen, nichts regte sich, selbst die schneeweißen Tauben, welche um den Brunnen flatter-

ten, und die Schwalben auf der Hofmauer gaben keinen Laut von sich. Sie ging über den Hof in die Burg hinein, eine steinerne Wendeltreppe hinauf und stand jetzt in einer mit großen Oelgemälden gezierten Halle; dann trat sie in ein schönes Gemach, welches alterthümlich, wie es für die Burg paßte, eingerichtet war, und da sie auch hier keinen Menschen fand, wandelte sie in das anstoßende Gemach und von da durch achtzehn große Gemächer, bis sie in ein kleines, grün austapezirtes Kabinet kam, von dessen Hauptwand das lebensgroße Portrait einer Dame sie anlächelte. Auf dem Schooße derselben spielte ein schöner Knabe mit einem Zweige wilder Rosen, den ihm die Mutter, denn dies mußte die Dame sein, neckend vorhielt.

Jetzt erhob sich die Gestalt vom Stuhle, sie trat mit dem Knaben auf dem Arme auf Hermine zu, als wolle sie ihr das Kind reichen. „Die wilden Rosen sind schön, am Brunnen war mein Lieblingsplatz“, sagte das Bild; „dort wollte ich begraben sein, dort!“

Hermine zitterte vor unüberwinglichem Grauen, sie wollte entfliehen, aber die Füße versagten ihr den Dienst; sie wollte rufen und brachte keinen Laut über ihre Lippen, kalter Schweiß trat auf ihre Stirn. Da hörte sie einen furchtbaren Krach, worüber sie erwachte.

Einige Sekunden lang sah sich Hermine staunend

um; sie begriff im ersten Augenblicke nicht, wo sie sich befand. Nicht Mondlicht war es, wovon ihr Zimmer erhellt war, es war der Frühsonnenschein eines schönen Septembertags, der sie umgab. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, Stimmen schallten an ihr Ohr; erschreckt sprang sie auf und schellte, sie hatte die Zeit der Abreise verschlafen.

Ein Kellner kam und theilte ihr mit, daß es bei nahe halb sechs Uhr sei; sie fragte nach Frau Richter. Diese sei, war die Antwort, den vergangenen Nachmittag fortgegangen und nicht zurückgekehrt; spät abends sei ein Herr gekommen, habe in ihrem Auftrage die Rechnung bezahlt und ihre Sachen abgeholt. Da man den Herrn gekannt habe, seien ihm die Effecten der Dame ausgeliefert worden; sie habe des Nachts an Bord gewollt.

„Und an mich hat sie nicht gedacht!“ sagte Hermine mehr zu sich selbst als zu dem Kellner.

„Doch, Madame“, erwiderte dieser; „allein als ich Ihnen dies Billet von ihr bringen wollte, fand ich die Thür Ihres Zimmers verschlossen und glaubte, Madame hätten sich schon zur Ruhe begeben!“

„Ich wollte ebenfalls diese Nacht fort, mit Frau Richter!“

„Bedaure, Madame. Hätten Sie mir nur eine Silbe davon gesagt, so hätte ich dem Stubenmädchen aufge-

tragen, Sie zu wecken. Indeß seien Sie nicht verdrießlich, Madame. Es fehlen noch zehn Minuten an halb sechs Uhr, ich lasse Ihnen sofort eine Droschke rufen, Ihr Gepäck hinabschaffen, bringe die Rechnung, und ehe alle Glocken der Stadt sechs geschlagen haben, sind Sie am Hafen. Es erhob sich nach Mitternacht ein arger Sturm, und obgleich es hell und sonnig, haben wir doch einen sehr windigen Tag. Ich glaube nicht, daß das Schiff schon fort ist; bei solchem Sturme konnte der Kapitän die Abfahrt nicht wagen, denn zwischen Blankenese und Cuxhaven gibt es gefährliche Stellen, die Seeleute sagen, schlimmere als auf hoher See."

Diese Worte stieß er schnell heraus, rief dazwischen dem Hausdiener und war so geschäftig, daß Hermine wirklich schnell abfahren konnte und gleich nach sechs Uhr am Hafen war, obgleich sie sich noch Zeit nahm, den Brief an Alfred in den Briefkasten zu werfen.

Ihr Erstes war, einen Jollenführer nach dem Schiffe Columbine zu fragen, mit dem Ersuchen, sie nebst ihrem Gepäck an Bord zu bringen.

Der Mann erwiderte höflicher und in besserem Deutsch, als man es in der Regel bei den Jollenführern findet:

„Das wollte ich ganz gern, Madame, allein das Schiff Columbine, Kapitän Jansen, Steuermann Claas, ist schon nach Mitternacht abgesegelt; jedoch ein ebenso

gutes, ja, ich denke, ein noch besseres Schiff, George Reginald, Kapitän Edgewood, Steuermann mein Vetter Böhme, geht in einer Viertelstunde ab; an Platz wird es nicht fehlen, bezahlen können Sie auf dem Schiffe."

Was blieb Herminen übrig? Sie nahm den Rath des Mannes an und stieg in das Fahrzeug, welches noch nicht voll besetzt war.

Der Kapitän, ein bejahrter, freundlicher Mann, bot ihr die beste Kajüte an und versicherte in einem treuherzigen Tone, daß sie bei ihm aufgehoben sein solle wie das Kind im Hause des Vaters.

Hermine dankte ihm für die Versicherung, dann nahm sie den Brief von Frau Richter aus ihrer Tasche und las:

„Liebste Frau!

Ein glücklicher Zufall ließ mich im Theater theuren Jugendfreunden begegnen. Ich bleibe nach Schluß der Oper bis gegen Mitternacht dort und gehe von der Wohnung meiner Freunde, welche ihr Haus nahe am Hafen haben, gleich an Bord. Kommen Sie zur bestimmten Zeit auf die Columbine, wo ich Sie erwarten werde.

Ihre Julie Richter."

Als Hermine den Brief wieder zu sich steckte, stand der Kapitän in ihrer Nähe; sie erzählte ihm, wie unlieb es ihr sei, die angenehme Reisegefährtin entbehren zu müssen.

„Glaub's wohl, meine Dame", erwiderte der Kapitän, „aber so ungern ich Sie verliere, so will ich Ihnen doch den Trost geben, mein Schiff ist ein Schnellsegler, ein tüchtiges Schiff. Wir gehen jetzt ab und werden in zwei Stunden die alte wacklige Columbine in Sicht haben. Hahaha! Ist das ein Schiff! Der Alterthumsverein sollte es ankaufen! Ja, ja, es ist so, nicht nur mein Scherz. Ich rieth dem Kapitän zu warten, bis der Sturm sich gelegt habe, denn wie weit kommt er bei solchem Wetter, wie es diese Nacht war? Aber er wollte durchaus fort, denn er mochte nicht haben, daß ich seinen Schneckengang ansehen sollte. Bei Cuxhaven werden wir sie finden, da können Sie hinübersteigen; Breter zum Uebersteigen habe ich genug auf meinem Schiffe."

Hermine war blaß geworden, der Kapitän sah nicht wie ein Verleumder oder Spaßmacher aus. „Wie? Columbine ist ein unbrauchbares Schiff? Wenn ein Unglück geschehen wäre!"

„Nun, diese eine Fahrt hält es schon noch aus, wenn es sonst glücklich zwischen Blankenese und Cuxhaven über den Strudel kommt. Aber lassen Sie sich durch meine Rede nicht niederschlagen; zum Klagen ist noch immer Zeit, wenn wirklich ein Unglück geschehen ist. Uebrigens steht jeder Mensch in Gottes Schutz und es

geschieht doch nur, was der Herr über den Sternen beschlossen hat."

Das Schiff setzte sich in Bewegung. Hermine blickte, solange sie konnte, auf den bunten, von Hunderten von Schiffen und kleinern Fahrzeugen belebten Hafen, auf die alte Stadt, welcher leider die Thürme fehlen, denn sonst würde sie sich schöner präsentiren; als aber die Stadt nicht mehr sichtbar war, sah sie vorwärts, die Columbine zu erspähen. Allein obgleich der George Reginald wie ein Pfeil dahinflog und mehr als ein Schiff hinter sich zurückließ, so war die Columbine doch wohl kaum einzuholen, da sie einige Stunden früher abgefahren war. Hermine, welche auf den Rath des Kapitäns in die Kajüte gegangen war und durch das Fenster geschaut hatte, stieg hinter Curhaven die Treppe hinauf, um auf dem Verdeck Luft zu schöpfen. Als sie den Kapitän erblickte, welcher ernst vor sich niedersah, sagte sie betrübt: „Lieber Herr Kapitän, ich fürchte, wir holen die Columbine nicht mehr ein!"

„Das fürchte ich auch", erwiderte er, „aber Sie sind bei mir besser aufgehoben!"

Ohne Abenteuer ging ein Tag wie der andere dahin, und obgleich Herminen die ersten Tage von unerträglicher Länge schienen, so nahmen sie doch, wie Alles auf Erden, auch ein Ende.

Von der Seekrankheit blieb sie verschont, einige gute Bücher hatte sie bei sich, lästige Gesellschafter blieben ihr fern, da ihr stilles, zurückhaltendes Benehmen und die Nähe des Kapitäns die Passagiere des Schiffes von ihr abhielten, und der Gedanke, daß sie den nächsten Verwandten ihres lieben Vaters sehen sollte, erhielt sie immer bei gutem Muthe. Sie hoffte, weil sie es wünschte, daß ihr Oheim, der noch nicht sehr alt war, wieder genesen möge, daß sie ihn aber nicht vergebens um Rath und Unterstützung bitten würde.

Das erhabene Schauspiel, welches sie auf dieser Reise zum ersten Mal kennen lernte, die große, unübersehbare See, machte einen tiefen, mächtigen Eindruck auf sie, und die Unterredungen, welche sie mit dem Kapitän hatte, waren für sie ebenso lehrreich als interessant.

Als sie sich Neuyork näherten, nannte Hermine dem Kapitän den Namen ihres Oheims und freute sich, von ihm zu hören, daß er ihm dem Namen nach wohlbekannt sei.

„Ah, Mr. Rainsdorf“, sprach er lachend, „das ist ein sehr reicher Mann; er wohnt auf dem Broadway, und das schöne Haus, welches ihm gehört, ist noch nicht halb so prächtig wie sein Landsitz. Da gratulire ich, denn Herr Rainsdorf hat keine Kinder; der arme Mann hat den einzigen Sohn begraben.“

Herminens Augen füllten sich mit Thränen; sie gehörte nicht zu den Naturen, welche ihr eigenes Wohl durch die Verluste Anderer begründen wollen.

An einem schönen Octobermorgen weckten Kanonenschüsse Hermine aus ihrem Schlummer; rasch sprang sie auf und kleidete sich an.

„Neuyork, da sind wir!“ rief es auf dem Verdeck; Hermine verließ die Kajüte und erblickte mit Staunen das große, prachtvolle Neuyork vor sich.

Der Kapitän kam auf Hermine zu.

„Da sind wir, meine liebe Dame“, sagte er freundlich. „Ich werde Ihnen meinen besten Mann geben, um Sie durch das Getümmel sicher zu Ihrem Oheim zu geleiten; auch will ich mich, wenn Sie es erlauben, später nach Ihrem Wohlergehen erkundigen, und will's Gott, machen wir die Heimfahrt auch mit einander. Und nun, meine liebe Dame, Gott behüte sie!“

Der wackere Mann drückte der jungen Frau herzlich die Hand, sie erwiderte ebenso aufrichtig den Druck und folgte ihrem Führer, der einen Wagen besorgte und sich auf den Kutschbock setzte.

Hermine wandte sich noch einmal um und grüßte mit ihrem Taschentuche das Schiff; den Kapitän sah sie nicht mehr.

Als Hermine an jenem Abend, das Häuschen verlassen hatte, welches für sie und Alfred so lange der Tempel reinsten Glücks gewesen, war letzterem zu Muthe, als sei alle Freude seines Lebens von ihm gewichen, und mehr als einmal dachte er daran, sie zurückzuholen; noch war es ja möglich; aber immer wieder hielt ihn die Sorge für ihre und des kleinen Franz Zukunft davon ab.

Niemals können Erziehung und Verhältnisse das Naturell eines Menschen ganz ändern, aber ebenso wenig bleibt dasselbe unberührt von ihren Einflüssen.

Alfred war in einem Schlosse, als Sohn und Erbe eines reichen, angesehenen Mannes geboren, seit Jahrhunderten hatten die Sternbergs bedeutenden Einfluß auf die Gegend, wo ihre Besitzungen lagen, geübt, er hatte durch die Lebensweise seiner Ältern nicht nur die Genüsse des Reichthums, sondern auch die Segnungen desselben kennen gelernt, und es schmerzte ihn nicht nur, daß er sich selbst, seitdem er seine Güter verloren hatte, Vieles versagen mußte, es that ihm auch weh, daß er Andern nichts mehr geben konnte.

Oberflächliche Beobachter nehmen an, daß Dichter und Künstler Geld und Gut wenig achten, daß sie, weil sie in der Phantasiewelt leben, wenig Ansprüche an die wirkliche machen. Das ist ein großer Irrthum, und er

beweist nur, wie wenig die Welt das eigentliche Wesen des Genies versteht.

Es gibt eine Sorte von Menschen, welche einiges Talent besitzen, aber nicht genug, um Großes in ihrem speciellen Fache zu leisten. Diese lieben eine ungebundene Lebensweise, und weil sie zu träge zu ernstem, stetem Arbeiten sind, geberden sie sich wie Genies, denen alles Sorgen um die äußere Existenz lästig, ja kraft ihres Genies unmöglich ist; sie geben vor, bei der Theilung der Erde in Jupiter's Himmel gewesen zu sein, aber die Musen, welche den Sterblichen dahin geleiten, kommen nicht zu solchen oder führen sie höchstens in den Vorhof; diejenigen, welche wirklich darin waren, wie der große Dichter, welcher jenes Gedicht niederschrieb, sind immer auch fleißig und zu stolz, um Andern lästig zu werden, sei es durch ungeregelte Lebensweise, sei es durch Ansprüche an den Beutel anderer Leute. Aber eben weil so Wenige das Genie begreifen, gilt gar oft ein mittelmäßiges Talent dafür, wenn es liederlich und etwas verrückt ist.

Alfred war in hohem Grade genial, kenntnißreich; er hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und sich zu lange der goldenen Unabhängigkeit erfreut, um nicht den Verlust der großen Güter tiefer zu fühlen, als es den Anschein hatte.

Aber nicht nur den Reichthum vermißte er. Millionen würde er mit leichterem Herzen verloren haben, als das Schloß seiner Väter, als die Wälder, welche von seinen Ahnen gepflanzt worden waren, als den Garten, den Park, in deren Schatten seine Ältern gewandelt, als die freundlichen Dörfer, deren Bewohner ihn alle kannten und ihm zugethan waren.

Man bespöttelt den Ahnenstolz und doch ist er der Vater edler Handlungen. Das kleine Wörtchen von braucht nicht vor dem Namen zu stehen. Jeder Mensch hat Vorfahren gehabt. Wer nun mit gerechtem Stolz auf die guten Thaten und ehrenwerthen Leistungen seiner Väter und Mütter zurückblicken kann, wird freudig bereit sein, ihnen nachzustreben.

Alfred hörte schon als Kind auf jedem Bauernhofe, in jeder Hütte die Herren und Frauen von Sternberg mit Dank und Ehrerbietung nennen.

Jetzt war Schloß Sternberg Eigenthum jenes Vetters, von dem er wenig Gutes vernommen hatte. Obschon im Besitz eines großen Vermögens, bevor ihm die Güter zngesprochen wurden, dachte er doch nicht daran, einen Theil der Gerichtskosten seinem nächsten Verwandten abzunehmen, welcher unbemittelt und jedenfalls, soweit es seine Person betraf, ganz unschuldig an diesem Rechtsstreit war.

Das Fräulein von Sternberg, des jetzigen Gutsherrn Schwester, besaß ebenfalls bedeutendes Vermögen und lebte bei ihrem Vormunde.

Alfred dachte nicht gern daran, wie edel und verständig Hermine als Besitzerin von Sternberg gewaltet haben würde, denn solche Vorstellungen thaten ihm weh; wohl aber dachte er an ihre Zukunft, falls er früh und vor ihr aus der Welt gehen sollte, und nur weil er ihr ein genußreiches Leben wünschte, hatte er in ihre Reise gewilligt.

Der Aufenthalt in dem Häuschen ohne Hermine war Alfred peinlich, deshalb beschloß er, es so bald als möglich zu verlassen.

Herminens erster Brief von Hamburg aus war ihm ein Trost. Er las ihn wieder und wieder.

Alfred liebte in seiner Gattin nicht nur die junge schöne Frau, die Mutter seines Sohnes, er liebte in ihr den treuesten Freund, das Gemüth, den Geist, der sein Wesen innig verstand; er las auch in ihrer reinen Seele und wußte sie zu würdigen.

Es war nicht nur das Band der Ehe, das ihn an sie kettete, es waren Bande der glühendsten Liebe, der tiefsten, unveränderlichsten Freundschaft.

Um die Schiffsnachrichten zu erhalten, hatte sich Alfred den Hamburger Correspondenten bestellt, und

jeden Morgen sah er zuerst nach diesen Neuigkeiten, denn jetzt kümmerte ihn nichts weiter von dem, was draußen in der Welt vorging.

Er las: „Am 24. September nachts zwölf Uhr geht mit Passagieren und Gütern das Dampfschiff Columbine nach Neuyork."

„Gott geleite meine Hermine!" war sein Gebet.

Zwei Tage später, als er schon für den nächsten Morgen seine Abreise festgesetzt hatte, nahm er wieder die Zeitung zur Hand.

Mit gesperrter Schrift starrte ihm das Wort „Schiffsunglück" entgegen.

Seine Hände zitterten, es wurde ihm dunkel vor den Augen.

Als Gertrud, welche im Nebenzimmer einen dumpfen Fall gehört hatte, bei Alfred eintrat, fand sie ihren Herrn leblos am Boden liegen.

Sie sandte die taube Botin, welche eben da war, zum nächsten Arzte, besprengte ihren guten Herrn mit kaltem Wasser und bemühte sich, ihn aufzurichten. Dann nahm sie die Zeitung auf, welche am Boden lag, denn umsichtig wie Gertrud war, vermuthete sie, daß eine schreckliche Nachricht mit dem Unfall ihres Herrn in Verbindung stehe; sie war nicht ohne Bildung und wußte, weshalb sich Alfred die Zeitung bestellt hatte.

Auch sie wurde todtenbleich, auch ihre Hand zitterte, als sie jetzt las:

„Am 24. September morgens zwischen drei und vier Uhr ging das Schiff des reichen Rheders Waldberger in Hamburg zwischen Blankenese und Cuxhaven unter. Ob der Sturm alleinige Ursache dieses schrecklichen Unfalls ist, oder ob das Schiff, welches schon alt gewesen sein soll, einen Leck hatte, ist noch nicht ausgemittelt worden, indem sich der höchst seltene Fall ereignete, daß nicht ein Mann mit dem Leben davonkam, obgleich Kapitän und Steuermann als gute Schwimmer bekannt waren. Der Strudel muß beide erfaßt haben; man erzählt, daß sich unter den Passagieren auch eine junge Frau befunden habe, welche zu Verwandten in Neuyork zu reisen gedachte. Vergebens bemühte man sich bisher, die Leichname aufzufinden.

„Meine arme, gute Herrin!“ schluchzte die treue Gertrud und warf sich, Gott um Kraft anflehend, auf ihre Kniee.

Vor einem ansehnlichen Hause auf dem Broadway, bekanntlich die größte und schönste Straße Neuyorks, hielt Herminens Wagen an; mit klopfendem Herzen stieg

sie aus, der Diener des Schiffskapitäns half dem Kutscher ihr Gepäck abladen und verließ sie, nachdem er an die Thür des Hauses angepocht hatte, mit einem höflichen Gruße.

Jetzt wurde von innen die Thür geöffnet; ein bejahrter Diener in grauer Livree sagte respectvoll in gutem Englisch: „Wahrscheinlich Frau Stern?“ und als Hermine diese Frage bejahte, bat er sie, ihm zu folgen.

In dem mit kostbaren Teppichen belegten Hause herrschte die tiefste Stille; es war, als sei es ganz unbewohnt.

Frau Stern fragte mit leiser Stimme nach dem Befinden ihres Oheims, und es wurde ihr etwas leichter um das Herz, als der Diener erwiderte: „Heute geht es mit dem Herrn etwas besser, und sobald er erwacht ist, werde ich ihm die Ankunft von Madame melden. Herr von Rainsdorf erwartet Sie bereits seit zwei Tagen, und wird sich sehr freuen, Sie zu sehen, Madame.“

Jetzt öffnete der Diener ein geräumiges, mit allem nur möglichen Comfort versehenes Zimmer, bemerkte, daß sein Gebieter dieses und die beiden links gelegenen Gemächer für sie bestimmt habe, und fragte, ob sie Erfrischungen befehle und ob er ihr sogleich eine Dienerin schicken solle.

„Wissen Sie, ob vielleicht Briefe aus Deutschland für mich eingetroffen sind?“ fragte sie dagegen.

„Zu Befehl, ich habe sie in Empfang genommen und bei mir.“

Mit Freuden nahm Hermine drei Briefe, welche der Diener aus seinem Taschenbuche zog; sie waren, wie die Handschrift kund gab, von ihrem theuren Alfred. Hermine sagte dem Diener, daß er in einer halben Stunde ihr ein Mädchen schicken möge, und als sie sich allein sah, riegelte sie die Thür des Zimmers zu und vertiefte sich mit ganzer Seele in die Briefe.

Im Nebenzimmer rechter Hand befanden sich zu derselben Zeit zwei Personen im angelegentlichsten Gespräche, die Haushälterin des Hausherrn und ihr Sohn, der erste Buchhalter des reichen Mannes, welcher sein großes Vermögen im Handel erworben hatte, es aber doch nicht unterließ, sich von Rainsdorf zu schreiben, da er recht wohl wußte, daß die Amerikaner den deutschen Adel wie überhaupt den europäischen Adel nicht gering achten.

Anfangs wurde die Unterredung leise geführt, sodaß Hermine nicht dadurch gestört wurde, jetzt aber hörte sie eine tiefe Männerstimme in englischer Sprache sagen: „Und warum, Mama, warum soll ich an der Ankunft dieser fatalen Nichte schuld sein?“

„Natürlich, warum besorgtest Du den Brief zur Post?“

„Weil es mir Herr von Rainsdorf in Gegenwart des alten Richard auftrug und weil ich wußte, daß der

Herr auch an ein bremer Handelshaus Ordre gegeben hatte, an Frau Stern zu schreiben."

„Und glaubst Du, daß er ihr wirklich Alles, Alles hinterlassen, mich, seine sorgliche Pflegerin, Dich, seinen treuen, tüchtigen Beistand, mit miserabeln Legaten abspeisen wird?"

„Wahrscheinlich, die Frau müßte ihm denn mißfallen!"

„Es ist hart, ein großes Vermögen wegen einer Person verlieren zu sollen, welche dem Herrn im Grunde ganz fremd ist, die niemals etwas für ihn that. Wenn sie noch ledig wäre, könntest Du Dich um sie bewerben oder den Alten bestimmen, daß er im Testamente ihr zur Pflicht machte, Dir die Hand zu geben, aber wie ich höre, ist sie verheirathet."

„Das kümmert mich wenig", sagte energisch der Mann. „Ich will ein Weib haben, das mir gefällt, und was sollte ich für ein Glück mit dieser Deutschen haben, die vielleicht häßlich ist und kein Wort Englisch versteht? Geld ist viel werth, aber nicht Alles; ich wünsche es mir nicht nur, um als reicher Mann leben zu können, ich wünsche es mir auch, um unter den schönsten, feinsten Frauen die Wahl zu haben. Ein Mann ohne Vermögen kommt bei schönen Frauen gar nicht in Betracht!"

„Lyonel, Deine Neigung zu schönen Frauen macht mir Sorge, sie ist eine Thorheit; wenn Du nicht etwas

Bedeutendes von Herrn von Rainsdorf erbst, wäre es klug von Dir, Dich um Mistreß Stephenson zu bewerben. Sie ist die reichste Wittwe dieses Districts, ist —"

„Bitte, lassen Sie uns über diese Frau nicht mehr streiten, sie mißfällt mir, und ich heirathe sie nicht. Sie sind eine echte Amerikanerin und halten Geld für das Höchste; ich habe auch von dem spanischen Blute meines Vaters in den Adern, ich will auch das Glück kennen, von dem die Dichter singen und welches jeder Mensch, der Sinn für das Schöne hat, einmal im Leben genießt."

„Und diese deutsche Frau soll Dich nicht darum bringen! Ich will nicht Ellen Camara heißen, wenn ich sie nicht dem alten Herrn verhaßt mache, ich will schon für Dich sorgen, mein Sohn."

„Das wird gut sein, Mutter, denn beim Jupiter, ich hasse dieses Weib, bevor ich es gesehen habe!"

Hierauf vernahm Hermine kein Wort mehr; sie las und schrieb fertig Englisch, allein sie hatte es nicht oft genug gehört, um jedes Wort verstehen zu können, auch sprach die Frau den echten ordinären neuyorker Dialekt; dennoch hatte sie wider Willen mehr gehört, als ihrer Ruhe zuträglich war; sie wußte jetzt, daß sie in ihrer nächsten Umgebung Personen hatte, von welchen sie gehaßt wurde.

Ein junges, freundlich aussehendes Mädchen trat

jetzt ein, verneigte sich und bot ihre Dienste in gutem Deutsch an.

„Sie sind eine Deutsche?“ fragte etwas erleichtert Hermine.

„Zu dienen, gnädige Frau, eine Oesterreicherin!“

„Eine Oesterreicherin? Und wie kamen Sie hieher?“

„Das ist eine traurige Geschichte“, erwiderte das Mädchen und zerdrückte Thränen in ihren Augen. „Mein Bräutigam, mein lieber Joseph, kam in den Herbsttagen des Jahres 1849 um; da ward mir Wien, wo ich lebte, zuwider. Meine Ältern sind schon lange todt. Ich wollte fort, in eine Gegend, wo ich nicht täglich an mein verlorenes Glück erinnert würde, und da zu jener Zeit manche Familie aus politischen Ursachen die Heimat verließ, ging ich mit einer Herrschaft über das Meer. Meine Dame starb hier in Neuyork am Heimweh, mein Herr reiste tiefer in das Land hinein. Hier, im Hause des Herrn von Rainsdorf, ward ein Stubenmädchen gesucht, und so bin ich nun schon einige Jahre hier.“

„Und gefällt es Ihnen hier, liebes Kind?“ fragte Hermine.

„Warum nicht? Ich bekomme guten Lohn und habe nicht zu viel Arbeit, und recht froh werde ich doch nirgends wieder. Dennoch bleibe ich nur noch so lange, bis Herr von Rainsdorf gestorben ist; er hat mir ein kleines

Legat versprochen, und ist mir dieses ausgezahlt, kehre ich nach Deutschland zurück. Ich habe hier keine Noth gelitten, aber ich kann mich mit den Amerikanern nicht befreunden; ich will allerdings nicht wieder nach Wien zurück, aber doch nach Oesterreich; es gibt kein zweites Land, so traut, so schön, so lieb!"

„Glauben Sie nicht, daß Herr von Rainsdorf wiederhergestellt wird?"

„Unmöglich, die Aerzte haben ihn längst aufgegeben; er leidet an einem unheilbaren Lungenübel."

„Hat er nicht Sehnsucht nach der Heimat?"

„Zuweilen, aber wenn ich ihm sage: „Reisen der gnädige Herr doch heim!" gibt er mir zur Antwort: „Nein, Nanni, es ist seitdem in Deutschland Alles anders geworden, und meinen Bruder finde ich auch nicht mehr."

Während dieses Gesprächs war Nanni der Frau Stern behülflich, ihre Toilette zu machen; dann entfernte sie sich, um gleich darauf mit einem Frühstück zurückzukehren, das aus Thee, gebratenem Fisch, kaltem Fleisch und Weißbrod, Eiern und frischer Butter bestand.

„Sie werden wohl thun, gnädige Frau, reichlich zu frühstücken, denn vor sieben Uhr wird hier im Hause nicht dinirt, und es ist eben zwölf Uhr", sagte das Mädchen.

Hermine nickte ihr freundlich zu und folgte diesem Rathe.

„Wer leitet das Hauswesen meines Oheims?“ fragte sie.

„Frau Camara, eine Amerikanerin. O, das ist eine kluge Dame! Sie gibt vor, ihr Sohn, obgleich in Neuyork geboren, sei eigentlich ein spanischer Edelmann. Obgleich der Herr sie hoch besoldet, hat sie sich doch so zu stellen gewußt, daß sie Herrin im Hause ist und der Herr selbst ihr Alles, was er wünscht, bittend sagt.“

Leises Klopfen an der Thür unterbrach dieses Gespräch; der alte Diener kam, Hermine zu ihrem Oheim einzuladen. Nicht ohne Zagen folgte sie ihm. Sie erinnerte sich lebhaft des Tages, an welchem sie in Schloß Kaltenstein zu ihrer Tante beschieden worden war; damals war sie noch ein halbes Kind, voll Hoffnungen, und sie wußte nicht, was sie jetzt wußte, daß zwei Personen in des Oheims Hause sie haßten.

Am Ende eines langen, etwas düstern Ganges stand der Diener still, öffnete eine Thür, und Hermine sah sich in einem eleganten Kabinet, dessen Behaglichkeit durch ein loderndes Kaminfeuer und prächtige Blumen auf einem großen Gestell bedeutend vermehrt wurde.

Eine Frau von vielleicht fünfzig Jahren, groß, blond und noch immer hübsch, sehr sorgfältig gekleidet, machte ihr eine steife Verbeugung und flüsterte: „Haben Sie sich von der Reise erholt, und darf ich Sie jetzt zu Herrn von Rainsdorf führen, Mrs. Stern?“

Hermine erwiderte die Begrüßung und nickte mit dem Kopfe; die Frau glitt leise über den dicken Teppich in das Nebenzimmer, Hermine folgte ihr. In einem Lehnstuhl saß ein bleicher, hagerer Mann; aber obgleich er dicht am Kamine saß, in welchem es fast noch heller brannte als in dem des Kabinets, schien er doch zu frieren, denn er zog seinen grünen Sammetschlafrock, der mit Pelz besetzt war, dichter zusammen.

Mit ungemein leiser Stimme, welche etwas süßlich klang, sagte die Frau: „Mein theurer Herr, Frau Stern ist hier."

Der Kranke wandte den Kopf nach Hermine und sagte: „Bist Du endlich da, mein Kind? Tritt näher, damit ich Dich sehe." Hermine, der Regung ihres weichen Herzens folgend, kniete vor ihm nieder und führte seine hagere, fiebernde Hand an ihre Lippen.

Er legte seine linke Hand wohlwollend auf ihren Scheitel und sagte in deutscher Sprache: „Du gleichst Deiner Mutter, mehr aber noch Deinem Vater, meinem Bruder, besonders im Profil. Sei mir willkommen, und möge es Dir hier gefallen!"

„Wie befinden Sie sich, bester Oheim?" fragte die junge Frau mit herzlicher Innigkeit.

Er lächelte. „Heute leichter; ich huste wohl noch, aber der Brustschmerz hat seit einigen Tagen nachgelassen."

„Ich höre, Neuyork soll im Winter sehr kalt sein; es geht zum Herbst, thäten Sie nicht gut, lieber Oheim, nach Italien zu reisen, oder nach Madeira für die Wintermonate?“

„Mein Arzt meint, ich sei besser hier aufgehoben!“

Hermine schwieg, aber unwillkürlich schüttelte sie den Kopf.

„Gewiß, mein Kind, mein Arzt ist sehr tüchtig, und an guter Pflege hat es mir nicht gefehlt; jetzt soll Dein liebes junges Gesicht mein Herz erquicken. Ich hätte Dich eher zu mir rufen sollen. Ach, wie Vieles thut der Mensch zu spät! Du bist verheirathet, bist Du glücklich?“

„Sehr, sehr, theurer Oheim“, rief Hermine mit Innigkeit.

Jetzt trat Mrs. Camara wieder in das Zimmer und sagte wieder in demselben leisen Tone, indem sie bittend die Hände zusammenfaltete: „O mein theurer Herr, sprechen Sie nicht so viel!“ und zu Herminen gewandt, fuhr sie etwas vorwurfsvoll fort: „Madame hätten den guten Herrn nicht sollen so viel reden lassen; Aufregungen sind ihm schädlich. Freilich“, fügte sie lächelnd hinzu, „sind Sie noch jung und unerfahren und können sich auf Krankenpflege nicht so verstehen wie ältere Personen.“

„Schelten Sie meine Nichte nicht“, sagte der Kranke, nach diesen Worten heftig hustend. Mrs. Camara unter-

stützte den armen Mann, wobei sie, ohne daß er es merkte, Herminen einen zweiten, noch vorwurfsvollern Blick zuwarf. Die junge Frau, darüber sehr betroffen, erröthete und trat einen Schritt zurück.

Als der Hustenanfall vorüber war, winkte Mrs. Camara Herminen, sich zurückzuziehen, doch Herr von Rainsdorf bemerkte es. „Ich weiß, Mrs. Camara, Sie meinen es gut", sagte er mit matter Stimme, „allein ich wünsche, daß meine Nichte um mich bleibt; ich verspreche Ihnen, nicht mehr zu reden, Hermine soll sich zu mir setzen und mir in ihrer und meiner Muttersprache von Deutschland erzählen und von ihren Kinderjahren."

Diesem Verlangen konnte sich Mrs. Camara nicht widersetzen. Sie verstand kein Deutsch, folglich gab es für sie wenig zu erlauschen; da aber doch leicht wieder ein Hustenanfall kommen konnte und sie nicht wollte, daß Hermine dem Oheim irgend einen Dienst leistete, zog sie sich, ein Andachtsbuch in der Hand haltend, in eine Fensternische zurück und warf von Zeit zu Zeit einen spähenden Blick auf die junge, ihr so verhaßte Deutsche, welche in den dem Kranken so süßen Lauten der Muttersprache ihm von ihrem Vater, der theuern Mutter, dem Leben auf Schloß Kaltenstein erzählte.

Der arme Mann lebte in der Nähe dieses liebens-

würdigen Wesens ganz auf; geduldig nahm er von Zeit zu Zeit die Arznei, welche Mrs. Camara ihm reichte, und wandte sich dann wieder zu Herminen.

Mehrere Stunden waren ihm auf das angenehmste vergangen, wie er versicherte, als er endlich Mrs. Camara ersuchte, ihm den Diener zu schicken, weil er zu Bett gebracht sein wollte.

„Adieu, mein liebes Kind, Adieu für heute, morgen werde ich Dich zeitig zu mir rufen lassen; ich hoffe, Du wirst Dich bald hier heimisch fühlen. Mrs. Camara, ich bitte Sie, meiner Nichte in Allem gefällig zu sein“, sagte freundlich der Hausherr.

„Zweifeln Sie nicht, Herr von Rainsdorf“, erwiderte Mrs. Camara.

Hermine begab sich nach ihrem Zimmer; dort schrieb sie einen langen Brief an ihren Gatten, in welchem sie ihre glückliche Ankunft im Hause des Oheims meldete und diesen selbst sowie seine Umgebung schilderte. Ueber das Gespräch, dessen unfreiwillige Zeugin sie gewesen war, schwieg sie.

Ihr Schreiben war beendet und gesiegelt, als das Kammermädchen sie zum Diner rief, mit der Bemerkung, daß sie der Dame den Weg nach dem Speisesalon zeigen wolle.

Als Hermine in den höchst geschmackvollen Salon

trat, der, von Blumendüften durchwürzt, von mildem Lampenlicht erhellt, einen einladenden Anblick bot, kam ihr Mrs. Camara in eleganter Toilette entgegen.

Der Tisch, funkelnd von silbernen und blinkenden Glasgeschirren, war für drei Personen gedeckt.

„Einem Kranken muß man verzeihen, wenn er selbst das Nothwendige vergißt“, sagte die Frau mit steifer Artigkeit. „Ich muß mich Ihnen also selbst vorstellen als langjährige Freundin und Pflegerin Ihres Oheims; ich war schon bei der verstorbenen Frau von Rainsdorf im Hause, die meine Jugendgespielin war. Man nennt mich nach nordamerikanischer Sitte Mrs. Camara, aber mein dahingeschiedener Gatte hieß eigentlich Don Diego de Camara; der Vater desselben war ein spanischer Edelmann; er war Oberst in spanischen Diensten gewesen, politische Verhältnisse hatten ihm seine Heimat verleidet.“

„Waren Sie jemals in Spanien?“ fragte Hermine höflich.

„Nein, Madame, ich bin in Neuyork geboren und habe es, kurze Reisen abgerechnet, niemals verlassen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es anderswo nur halb so schön sein kann, weder in Europa, noch im Süden. Es muß doch auch so sein“, fuhr sie, den Kopf hochmüthig zurückwerfend, fort, „denn aus allen Weltgegenden

kommen Menschen zu uns her gewandert und suchen und finden ihr Glück!"

Hermine schwieg zu dieser Bemerkung.

Mrs. Camara nahm eine silberne Handglocke, setzte sie in Bewegung und sagte dem eintretenden Diener: „Tragen Sie die Speisen auf!" Zu Herminen gewandt, sprach sie: „Mein Sohn, sonst die Pünktlichkeit selbst, läßt heute auf sich warten. Nun, so speisen wir ohne ihn. Sie werden Hunger haben von dem vielen Erzählen; ich gestehe, ich habe ebenfalls Appetit; wenn man einem Kranken gut beistehen soll, muß man sich selbst bei Kräften zu erhalten suchen."

Der Diener trat ein, die Damen nahmen Platz, schon begann Mrs. Camara den Fisch zu zerlegen, als die Thür etwas geräuschvoll aufgemacht wurde und ein junger Mann erschien.

„Verzeihung, Mama", sagte er, als ob er Hermine nicht bemerke, „ich ließ Dich warten, doch ich sehe, Du hast nicht gewartet", und ungenirt nahm er an ihrer Seite Platz.

Mrs. Camara besaß zu viel Takt, um das Benehmen ihres Sohnes offen zu billigen, obgleich sie innerlich ihre Freude daran hatte.

„Ei, ei, wie zerstreut, Lyonel", sagte sie lachend. „Siehst Du denn nicht, daß ich hier einen Gast habe?

Erlauben Sie mir, Madame, Ihnen meinen Sohn, Mr. Camara, vorzustellen, den Geschäftsführer Ihres Oheims, dessen rechte Hand er seit vier Jahren ist und welcher ihn bisher wie seinen Sohn liebte."

Der junge Mann sagte nichts und schien sitzen bleiben zu wollen; da er aber doch nicht ohne Neugier war, warf er einen Blick über die Blumenvase, welche ihm bisher Herminens Gesicht verborgen hatte, und begegnete einem Augenpaar von wundervoller Schönheit.

Eine helle Röthe überzog sein regelmäßig schönes, aber etwas hartes Gesicht; schnell erhob er sich vom Stuhle und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Verzeihung, o Verzeihung, Madame! Meine Mutter hat Recht, ich schien zerstreut, war aber in eine Rechnung vertieft; wir Kaufleute sind unglückliche Menschen, wir müssen oft rechnen, wo wir lieber Poesie und Schönheit bewundern möchten."

Hermine machte eine leichte Verbeugung und antwortete nicht.

Lyonel suchte die junge Dame, deren liebliche Schönheit ihn auf den ersten Blick bezaubert hatte, zum Sprechen zu bringen, indem er ihr Speisen offerirte und sie fragte, von welchem Weine sie befehle, erhielt jedoch nur einige leise gesprochene Worte, wie: „Ich danke!" oder: „Ich bitte darum!" zur Antwort.

Mrs. Camara fand es für gut, von ihrer verstorbenen Freundin, der Frau von Rainsdorf, viel zu erzählen, von dem Sohne des Hauses, welcher binnen wenigen Monaten an der Schwindsucht gestorben sei, die er von der Mutter geerbt hätte, wie die Welt sie selbst schon als zweite Frau von Rainsdorf gesehen habe, wie sie aber noch immer den theuren, früh verstorbenen Gatten tief betrauere. Sie führte ihr Taschentuch an die Augen, und Hermine, die grundgute Hermine war gerührt.

Lyonel ließ seine Mutter reden; er war glücklich in dem Anschauen der schönen Frau, deren wärmster Bewunderer er bereits geworden war.

Endlich, als der Nachtisch aufgetragen wurde, machte Mrs. Camara eine Pause, und Lyonel gewann Zeit, Herminen zu sagen: „Herr von Rainsdorf ist leider zu krank, um Ihnen als Führer dienen zu können, allein wenn Sie, meine Dame, meine Begleitung nicht verschmähen wollten, würde ich mich geehrt und glücklich fühlen, Ihnen zu zeigen, was Neuyork Ihnen Interessantes und Schönes bieten kann.“

„Ich danke“, erwiderte Hermine, die es nicht für passend fand, am Arme eines fremden jungen Mannes die große Stadt zu durchwandern, „aber wenn Sie auf der Post nach Briefen für mich fragen lassen wollten —

ich bin so geängstet — mein Mann versprach mir oft zu schreiben —"

„Augenblicklich soll nachgefragt werden", erwiderte Lyonel. „Seien Sie aber ganz unbesorgt, zuweilen bleibt ein Schiff einige Tage länger auf der See, als man glaubt. Ich will jedoch sofort auf die Post senden, und wenn Sie Briefe fortschicken wollen, so werden sie durch mich auf das pünktlichste besorgt werden, mein Wort darauf!"

Hermine sah ihn jetzt mit dankbarem Lächeln an und gab ihm den Brief an ihren Gatten.

Lyonel steckte ihn zu sich und verließ das Zimmer, nachdem er sich tief verbeugt hatte.

Spät abends, als Hermine schon im Nachtkleide war und eben beschäftigt, ihr langes Haar aufzustecken, klopfte es an die Thür; sie, glaubend, es sei das Mädchen, welches vielleicht im Auftrage des Kranken komme, schob rasch den Riegel zurück; Lyonel stand vor ihr. Ein Schrei entschlüpfte ihrem Munde.

„Verzeihen Sie, Madame, wenn ich Sie erschreckt habe", sagte Mr. Camara im sanftesten Tone; „Alles im Hause schläft schon bis auf den Portier, er brachte so eben den Brief zu mir; ich wollte Ihnen eine schlaflose Nacht in eine ruhige verwandeln. Verzeihen Sie."

Und sich nochmals tief verbeugend, verließ er das

Gemach, doch entging ihm der freundliche Dankesblick nicht, den sie ihm zuwarf.

Während Hermine in ihrem Zimmer den lieben, theuern Brief ihres Alfred, welchen er den Tag, bevor er die Schreckenskunde erhielt, abgesandt hatte, an die Lippen drückte und dann las und wieder las, saß Lyonel in seinem Kabinet, neben sich ein englisch-deutsches Wörterbuch, um Herminens Brief an ihren Gatten zu entziffern. Er wollte das ihm anvertraute Schreiben absenden, denn er war nicht so herzlos und unehrenhaft wie seine Mutter, welche gegebene Versprechungen nur hielt, wenn sie sich davon Vortheil versprach, aber er wollte Herminens Charakter kennen lernen; er wollte ergründen, ob sie ihren Gemahl liebte, wie er sie, denn Alfred's Brief an Hermine war ebenfalls von ihm gelesen worden, ehe er ihn in ihre Hände gelegt hatte.

Lyonel sprach nicht viel Deutsch, allein er hatte genug von der Sprache gelernt, um mit Hülfe des Wörterbuchs Alles zu verstehen.

Lyonel Camara hatte noch keine Deutsche, welche durch Stand und Bildung auf den Namen Dame Anspruch hatte, kennen gelernt; deshalb war Herminens Ausdrucksweise ihm ganz neu; sie war so ganz verschieden von der Art und Weise, in welcher Nordamerika-

nerinnen oder die Frauen des Südens zu den Männern reden, welche sie lieben.

Und Hermine war eine Ehefrau, länger als zwei Jahre mit dem Manne verbunden, den Lyonel um die keusche, tiefe, warme Liebe dieses wunderschönen Weibes glühend beneidete.

Wäre Hermine ein armes Mädchen gewesen, so würde Mr. Camara einen Liebeshandel mit ihr anzufangen gesucht haben, ohne dabei im entferntesten an Ehe zu denken. Hätte er in ihr eine reiche, junge, ledige Dame gesehen, er würde sich, sterblich verliebt, um sie bemüht, kein Mittel verschmäht haben, um ihre Hand zu erhalten; jetzt sah er in Herminen eine schöne, geistvolle, zartfühlende Dame vom besten Ton, zugleich die Erbin Rainsdorf's, aber für ihn unerreichbar; natürlich fachten diese Hindernisse bei seinem energischen, thatkräftigen Charakter die Liebe zu ihr zur höchsten Leidenschaft in seinem Herzen an.

Lyonel Camara war nicht der Mann, der etwas aufgab, dessen Erreichung er nicht unter die Unmöglichkeiten zählen mußte.

Er hatte in Rainsdorf's Hause von Schiller gehört, in dessen Werken gelesen, wo ihm besonders der Spruch sehr gefallen hatte: „Ich gebe nichts verloren als die Todten!“

Diesen Spruch recitirte er jetzt mit Enthusiasmus in der Stille seines Zimmers, und Lyonel Camara gab sich den Hoffnungen hin, welche so oft den Menschen noch mehr beglücken als eine Wirklichkeit, welche alle Jugendträume realisirt hat.

Am andern Morgen machte Lyonel dem kranken Hausherrn, wie täglich geschah, seinen Besuch. Er sprach mit warmer Bewunderung, aber dabei sehr bescheiden über Frau Stern und gewann dadurch das Herz des alten Mannes in hohem Grade.

„Es ist edel von Ihnen, mein lieber Lyonel“, sagte Herr von Rainsdorf, „daß Sie eine Frau rühmen und bewundern, ohne deren Hiersein Sie der Haupterbe meines Vermögens sein würden; indessen ein Kapital zur Gründung eines anständigen Geschäftes bleibt Ihnen.“

„O sprechen Sie nicht so, mein theurer Herr! Sie werden genesen —“

„Zuweilen hoffe ich es, aber der Husten —“

Als der Anfall vorüber war, fuhr Herr von Rainsdorf fort: „Es beruhigt mich, zu wissen, daß Sie meiner Nichte beistehen werden, wenn ich todt bin. Sie werden, da Frau Stern zurück nach Deutschland geht, sobald ich beerdigt bin, ihr behülflich sein —“

„Gewiß, gewiß, aber lassen Sie solche aufregende Gespräche, sie verzögern Ihre Genesung, an die ich fest glaube.“

Herr von Rainsdorf schwieg, aber sein ungläubiges Lächeln sagte mehr, als Worte vermögen.

Auch diesen Tag blieb Hermine mehrere Stunden bei dem Oheim, erzählte ihm, sang ihm vor und machte ihm, wie er freundlich sagte, das Kranksein leicht.

„Ich habe mich um viele genußreiche Jahre gebracht", sagte er langsam. „Ich hätte Deine gute Mutter als Wittwe und Dich, mein Kind, zu mir rufen sollen. Ich war nicht dazu geschaffen, als armer Edelmann in Deutschland zu leben, mich als Offizier oder Kammerjunker eines Prinzen zu geniren, ich wollte ein bewegtes Leben und Lebensgenuß. Ich verstand meine Zeit und wurde Kaufmann, durch meine Verbindung mit einer Nordamerikanerin der Eidam und Compagnon eines reichen Mannes. Meine Frau war reich, folglich anspruchsvoll, einige Jahre reizend, dann zehn Jahre krank. Ich hatte ein eigenes Kind, da vergaß ich die Heimat und meine Verwandten!"

„O theurer Oheim, warum klagen Sie allein sich an? Meine gute Mutter, ich, haben wir Ihnen geschrieben?"

„Liebes Kind, Ihr wart arm, ich reich, allein Du hast Recht, zu was dient unfruchtbare Reue! Aber meine Erbin sollst Du werden, ich will zu Deinem Glücke beitragen."

„Leben Sie für mich, bester Oheim, reisen Sie fort aus dieser großen nur von Handel und Erwerb redenden Stadt; in Italien —"

„Ich weiß, jeder Deutsche träumt, daß Italien Wunder thut. Nun, ich will den letzten Versuch wagen. Jetzt stürmt es allzusehr, aber sobald es ruhiger auf der See wird, gehen wir zusammen in das schöne Land, und Dein Mann, Dein Sohn sollen zu mir kommen, ich habe genug für uns alle."

Hermine blickte den Oheim dankbar an; wie schön dachte sie sich die Zukunft!

Aber es stürmte fort und fort auf der See, und die Winde wirkten auch sehr nachtheilig auf den Kranken. Wenn Hermine zu dem Arzte vom Reisen nach Italien sprach, zuckte er die Achseln, Herr von Rainsdorf selbst redete nicht mehr davon, aber immer sah er Hermine gern bei sich und freute sich, zu bemerken, daß Mrs. Camara und Lyonel für die junge Frau aufrichtige Hochachtung und Ergebenheit zu fühlen schienen.

Herminens Brief ward einige Tage später von Mr. Camara einem Diener des Hauses zur Besorgung übergeben mit der Bemerkung, ihn in den Briefkasten zu werfen; der Brief war besorgt, ob er unfrankirt auch nach Deutschland befördert wurde, danach fragte der junge Herr nicht. Er pflegte Briefe an deutsche Kauf-

leute stets zu frankiren, diesen überließ er seinem Schicksal. Er trug jedoch einem in Deutschland lebenden Geschäftsfreunde auf, sich nach dem ihm aus verschiedenen Gründen interessanten Doctor Alfred Stern zu erkundigen, welcher unweit Bingen am Rheine gewohnt habe, und erhielt später eine Antwort, welche ihn auf das höchste überraschte, aber auch befriedigte und seinen Plänen größern Spielraum gab.

Hermine verlebte indeß einen Tag wie den andern. Sie schrieb täglich an ihrem Tagebuche, gab alle Wochen Mr. Camara zwei Briefe zur Besorgung und brachte mehrere Stunden des Tages am Krankenbette ihres Oheims zu, den sie erheiterte und pflegte; zuweilen machte sie auch ihrer Gesundheit wegen einen kleinen Spaziergang mit Mrs. Camara und deren Sohne, wobei sie es nicht vermeiden konnte, ihm den Arm zu geben.

Eine gewisse Einförmigkeit in der Lebensweise, zumal wenn sie mit strenger Pflichterfüllung gepaart ist, macht, daß die Tage schneller vergehen, als wenn man nichts thut oder nur seinem Vergnügen lebt. Hermine wunderte sich selbst, daß sie schon drei Wochen im Hause ihres Oheims verlebt hatte, die weniger peinlich für sie gewesen waren, als sie anfangs gefürchtet hatte. Wohl gab es Stunden, wo die schmerzlichste Sehnsucht nach dem geliebten Manne, nach ihrem lieblichen Knaben ihr das

Herz schwer machte, aber die Hoffnung, ihn bald frei von jeder Abhängigkeit bei dem geliebten Oheim zu sehen, half ihr die Pein der Sehnsucht tragen. Sie wünschte so lebhaft und herzinnig ihres Oheims Genesung, daß sie mit der Unerfahrenheit der Jugend daran glaubte.

Eines Abends saß Hermine, das Auge voll Thränen, den Kopf in die Hand gestützt, im Salon am Kamine. Es war die Stunde des Diners, und sie war etwas eher als gewöhnlich aus ihrem Zimmer herabgekommen, um Lyonel nach Briefen zu fragen, denn seit jenem Abende, an welchem er ihr ein Schreiben von Alfred gebracht hatte, wartete sie Tag für Tag vergebens auf ein Blatt von dem Geliebten.

Leise trat Lyonel ein; eine Zeit lang betrachtete er die so leidenschaftlich geliebte Frau, dann sagte er sanft: „Madame, ich war selbst im Posthause, um nach Briefen für Sie zu fragen —"

„Sie haben einen Brief für mich?"

„Nein, sonst wäre ich mit fröhlicherem Gesicht gekommen, denn ich nehme Theil an Ihrer Freude. Doch, verehrte Frau, peinigen Sie sich nicht selbst! Es wundert mich durchaus nicht, daß Sie so lange ohne Briefe sind denn wir haben seit zwei Wochen viele Seeunfälle gehabt; leicht können Schiffe, denen Ihr Gemahl Briefe übergeben hat, wenn nicht untergegangen, doch aufgehalten

worden sein. Wir selbst warten auf Briefe aus London, Paris, Bremen —"

„Aber Alfred versprach mir, jede Woche zweimal zu schreiben; ich kenne ihn, ich bedurfte seines Versprechens nicht, sein eigenes Herz wird ihn dazu getrieben haben, wenn er nicht erkrankt ist oder mein kleiner Franz —"

„Sprechen Sie nicht das Schrecklichste aus! Rufen Sie nicht durch so trübe Vermuthungen die finstern Schicksalsgöttinnen heraus! Wenn Ihren Theuersten ein Unfall begegnet wäre, dann würde Ihre Dienerin oder irgend ein Freund oder Nachbar Ihnen geschrieben haben. Die Amerikaner haben von den Engländern ein Sprichwort angenommen, welches Sie sich alle Tage vorsagen müssen; es lautet: No news, good news!"

Hermine lächelte ein wenig, Lyonel fuhr fort: „Ich habe schon viel zum Lobe und Preise deutscher Frauen gehört, und mehr, als ich aussprechen kann, verehre ich deutscher Frauen Treue und Gemüth, aber etwas mehr englische Ruhe, amerikanischen Geschäftsgeist, französischen leichten Sinn wünschte ich den liebenswürdigen Selbstquälerinnen. Die Frauen anderer Länder wissen ihre Männer in den Colonien, bei der Armee, auf hoher See und sind heiter und ruhig; Sie wissen Ihren Gemahl in seinem Studirzimmer und peinigen sich, weil widrige Winde die Schiffe aufhalten, welche Ihnen Briefe brin-

gen sollen. Stehen wir nicht alle und überall in Gottes Schutz, und ändern wir durch Klagen den Gang unseres Schicksals?"

Er sprach so eindringlich, so überzeugt und deshalb überzeugend, daß sie zum ersten Male seit ihrem Hiersein ihm ihre Hand reichte und seinen Druck leise erwiderte.

Mrs. Camara's Eintritt unterbrach dieses Gespräch. Der Diener trug die Speisen auf, und das Diner ward ziemlich heiter eingenommen, denn Mrs. Camara äußerte, sie fange an, jetzt wieder an Herrn von Rainsdorf's Genesung zu glauben.

Was für Fehler diese Frau auch haben mochte, sie liebte ihren Sohn wahrhaft, und ehe sie an ihr eigenes Wohl dachte, zog sie das seine in Betracht. Sie liebte ihn mehr als er sie, doch wußte sie dies nicht, da Lyonel es niemals an Ergebenheit gegen seine Mutter fehlen ließ, auch wenn er ihr widersprach. Eins war ihr jetzt klar, er liebte Hermine. Welchen Leiden dadurch Lyonel entgegenging, konnte sie nicht voraussehen, denn wie glühend und tief er diese deutsche Frau liebte, begriff sie nicht; aber sie machte sich, ohne es auszusprechen, durch Liebenswürdigkeit gegen Hermine zu seiner Bundesgenossin. Wenn er da war, wußte sie das Gespräch immer so zu lenken, daß seine Kenntnisse in das hellste Licht traten, und in seiner Abwesenheit pries sie seine vor-

trefflichen Eigenschaften mit mütterlichem Enthusiasmus; auch hatte sie oft die Genugthuung, daß Hermine zur Antwort gab: „Gewiß, Mrs. Camara, Sie sind eine glückliche Mutter!“

In einer stürmischen Novembernacht, welche Hermine schlaflos zubrachte, wurde sie plötzlich durch Klopfen an ihre Zimmerthür geweckt. Rasch warf sie sich in die Kleider und öffnete; ihre Dienerin rief sie zu dem Oheim, der sich seit einer halben Stunde sehr krank fühlte und sein Ende für nahe hielt.

Als Hermine an sein Lager trat, erschrak sie über sein verändertes Aussehen; er reichte ihr matt die Hand, sie beugte sich zu ihm nieder.

„Ich habe Alles, Alles, was ich wünsche, aufgeschrieben“, sagte er mit matter Stimme. Dann wandte er sich zu Lyonel und dessen Mutter; er wollte einige Worte zu ihnen sprechen, aber er vermochte es nicht mehr, und als der Arzt, den man eilig herbeigerufen hatte, erschien und seines alten Freundes Hand faßte, sagte er mit ernstem Tone: „Der Puls schlägt nicht mehr. Gott gebe ihm Frieden!“

Hermine stieß einen Schmerzensschrei aus und wankte, Lyonel umfaßte sie und trug sie in das Nebenzimmer: der hülfreiche Arzt folgte und sagte zu Mrs. Camara; „Ich fürchte, diese Dame wird in eine schwere Krankheit verfallen; ich empfehle sie Ihrer Pflege.“

Es war in den letzten Tagen des Februar und ungewöhnlich helles, mildes Wetter. Ein wohlgelüftetes, von Veilchen und andern Frühlingsblumen durchwürztes Zimmer wurde von einem freundlichen Dienstmädchen sorgfältig gemustert, und als dasselbe bemerkte, daß Alles in bester Ordnung sei, die Flamme im Kamine lustig brenne, der Theetisch nichts zu wünschen übrig lasse, entfernte es sich.

Mr. Camara trat jetzt ein, warf ebenfalls einen prüfenden Blick über das Gemach und begab sich dann, als auf sein bescheidenes Klopfen eine süße Stimme leise geantwortet hatte, in das Nebenzimmer, aus dem er nach wenig Minuten zurückkam, vorsichtig die blasse Hermine führend, welche heute zum ersten Male ihr Krankenzimmer verließ. Mrs. Camara folgte ihrem Sohne, der es sich als Belohnung für alle Dienste, welche er Herminen geleistet, erbeten hatte, sie heute mit Erlaubniß des Arztes in ein anderes Zimmer führen zu dürfen.

Noch litt die junge Frau an den Folgen des langwierigen hitzigen Nervenfiebers; sie war noch so schwach, daß sie nur langsam und zitternd zu gehen vermochte, aber sie war außer aller Gefahr, die sorgfältigste Pflege, die Kunst des intelligenten erfahrenen Arztes und ihre Jugendkraft hatten sie gerettet.

Mehrere Wochen hatte sie in einem halb bewußtlosen Zustande hingebracht; später kehrten zwar Klarheit und Gedächtniß in ihren Kopf zurück, allein ihre Körperkräfte waren so geschwächt, daß sie kaum fähig war zu sprechen; auch war sie gegen Alles, was um sie her vorging, vollkommen gleichgültig. Man hatte ihr vorsichtig den Tod ihres Oheims mitgetheilt; sie hörte die Kunde ziemlich gefaßt an; später sagte ihr Mrs. Camara, daß sie jetzt die Besitzerin dieses schönen Hauses sei und eine Viertelmillion Dollars in guten Papieren für sie in der Bank niedergelegt seien; kein Lächeln der Freude zeigte sich in ihrem bleichen Gesicht, und als auf ihre Frage nach Briefen von ihrem Gatten Mr. Camara der Wahrheit gemäß die Antwort gab: „Es sind keine gekommen“, sagte sie nur leise: „So werden sie morgen kommen!“

Aber mit der Zunahme der Körperkräfte nahmen auch ihre Seelenkräfte wieder zu; sie hatte schon wieder einige Zeilen an Alfred geschrieben und an Lyonel zur Beförderung übergeben, heute fragte sie nach Briefen.

Lyonel sah ernst vor sich nieder und schwieg.

„Welches Datum haben wir heute, Mr. Camara?“ fragte sie.

„Den sechsundzwanzigsten Februar, Mrs. Stern.“

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn und

sagte: „Februar, und im October traf ich hier ein, im September reiste ich von Hause ab, und — und seit Ende October erhielt ich keinen Brief, ist es nicht so? O meine lieben Freunde, mein Gedächtniß ist noch immer schwach! Sprechen Sie, Mr. Camara, ist es so?"

„Es ist so, liebe Mrs. Stern!" erwiderte dieser.

Hermine fuhr fort: „Sie sprachen früher von verspäteten, von untergegangenen Schiffen, aber alle Schiffe sind nicht untergegangen, viele, viele sind längst eingetroffen, und keins hat einen Brief für mich!"

Als Lyonel, der sie früher stets zu trösten gesucht hatte, kein Wort sprach, begann Hermine nach einer langen, schmerzlichen Pause: „Sie schweigen, Mr. Camara, Sie wollen nicht sprechen, Sie haben Nachricht aus meiner Heimat. Sprechen Sie, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer und heilig ist!"

„Theure Mrs. Stern, werden Sie stark genug sein, um Alles zu hören?"

„Ich kann Alles besser ertragen als diese Ungewißheit; ich flehe Sie an, verhehlen Sie mir nichts!" sagte eindringlich Hermine.

„Nun denn, und gebe Gott Ihnen Kraft, es zu tragen! Ich zog durch meinen deutschen Geschäftsfreund in Bremen Nachricht über Mr. Stern ein, da auch mich sein gänzliches Stillschweigen furchtbar ängstigte; denn,

Mrs. Stern, ich litt in Ihrer Seele, ich bin Ihr Freund! Ich erfuhr, daß Mr. Stern und sein kleiner Sohn sich weder am Rhein noch bei dem Fürsten Victor befänden, sondern daß ein bösartiges Scharlachfieber —"

„Sie sind todt, beide todt! Mein geliebter Gatte, mein holdes Kind!" rief Hermine und alle Lebensfarbe wich aus ihrem Antlitz.

Lyonel wandte sich ab; nach einem langen Schweigen sagte er: „In der Gegend zeigte sich bald nach Ihrer Abreise das Scharlachfieber; es trat sehr bösartig auf. Man nannte dort Familien, welche drei bis vier Kinder verloren haben!"

„Und meine treue Dienerin Gertrud?"

„Ich werde nach ihr die sorgfältigsten Nachforschungen anstellen, verlassen Sie sich darauf, Mrs. Stern."

„Dank, mein werther Freund! Lassen Sie mich den Brief Ihres Freundes lesen", setzte sie ruhig hinzu.

„Sie sind noch zu schwach, theure Frau", wandte er ein.

„Nein, Mr. Camara, ich weiß ja bereits das Schrecklichste; geben Sie mir den Brief, bald, sogleich!"

„Ich gehorche Ihnen, ich werde den Unglücksbrief hervorsuchen."

Und ohne sein Frühstück zu nehmen, entfernte er sich rasch.

Mrs. Camara hatte unterdessen zuweilen einen Seufzer ausstoßend oder einen betrübten Blick auf Hermine richtend, ganz langsam ihren Thee getrunken, ihre Eier verzehrt und dem Backwerk zugesprochen; als ihr Sohn sich entfernt hatte, wollte sie einige Gemeinplätze über den Tod theurer Personen sagen, aber Hermine ließ sie nicht aussprechen, sie erhob sich fest, und ohne einer Stütze zu bedürfen, ging sie ruhig in ihr Zimmer, welches sie hinter sich abschloß.

Als Lyonel mit dem Briefe, den er Herminen bringen wollte, eintrat, sagte seine Mutter: „Mrs. Stern hat sich eingeschlossen. Das ist mir lieb, den ich habe in der letzten Zeit so viel Düsteres und Nervenangreifendes erlebt, daß ich froh bin, wenn ich nicht nochmals die Trösterin machen muß. Die Frau hat den Tod ihres Mannes und einzigen Kindes merkwürdig ruhig aufgenommen, und ich glaube, Du kannst hoffen, wenn Du nur sicher bist, daß —“

„Ganz sicher, Mutter, mein Correspondent ist ein zuverlässiger Mann; wäre ich nur ebenso sicher, Herminens Herz jemals zu gewinnen!“

„Ein schöner Mann wie Du, liebenswürdig, geistreich, sollte nicht die Neigung einer Frau erwerben, deren Anziehungskraft wenigstens mir unerklärlich ist? Ein so krankes, schwaches Wesen!“

„Nichts gegen diesen Engel, Mutter. Sie wird wieder aufblühen, und die merkwürdige Festigkeit ihres Charakters ist es eben, welche ich ebenso sehr bewundere als fürchte.“

Einige Tage blieb Hermine unsichtbar für Mrs. Camara und deren Sohn; den Brief ließ sie sich durch Nanni holen, wie denn nur dieses Mädchen dann und und wann in ihre Zimmer kommen durfte. Als Lyonel Nanni nach dem Befinden ihrer Herrin fragte, erzählte das Mädchen, daß Hermine Speise und Trank verschmähe und zuweilen, nachdem sie regungslos dagesessen habe, bitterlich zu weinen anfange; dem Arzt gestatte sie einige kurze Besuche, außer ihm und Nanni wolle sie Niemand sehn.

Für Lyonel waren diese Tage qualvoll; er sann und sann, was er thun könne, Hermine zu trösten, dieser selbstgewählten Einsamkeit zu entreißen; er sprach mit dem Arzte darüber, doch dieser wollte von allen Tröstungen nichts wissen. „Wunden dieser Art müssen ausbluten“, sagte er. „Lassen Sie die gebeugte Frau nach ihrem Willen leben, sie ist wahrhaft religiös und wird sich schon selbst wiederfinden. Die Zeit —“

„Was soll nicht Alles die Zeit thun!“ rief Lyonel unmuthig.

„Man nennt sie oft das beste Heilmittel, weil sie

sich seit undenklichen Zeiten als das beste bewährt hat", antwortete ruhig der Arzt.

Er hatte Hermine richtig beurtheilt; nach zwei Wochen erschien sie eines Morgens, nicht mehr im Halbnégligé der Kranken, sondern im schwarzen Traueranzuge, zur Zeit des zweiten Frühstücks im Speisesalon.

Die theilnehmenden Fragen nach ihrem Befinden beantwortete sie freundlich und dankbar; und sagte dann mit sanftem Tone, der aber doch von Festigkeit zeugte: „Ich habe dieser Tage meinen Plan für meine Zukunft gemacht, und wenn mich nicht unerwartete Vorkommnisse daran hindern, wird er ausgeführt. Ich beabsichtige diesen Monat noch von hier nach Deutschland zurückzugehen, Nanni wird mich begleiten!"

„Wie, Sie wollen das herrliche Neuyork verlassen, ohne es kennen gelernt zu haben, aus diesem schönen Hause, das Ihnen eigen zugehört, fortgehen, von treuen Freunden, die Ihnen aufs wärmste ergeben sind?" rief Mrs. Camara staunend.

„Halten Sie mich deshalb nicht für undankbar gegen Ihre viele Güte", antwortete Hermine. „Ich kann hier nicht bleiben; es ist mir nicht möglich, glauben Sie es mir."

„Und jetzt, wo Sie noch so schwach sind, wollen Sie diese Reise unternehmen?" fuhr Mrs. Camara fort.

„Die Seeluft wird mich stärken, und wenn nicht — gleichviel, ich muß thun, wozu das Herz mich treibt!“

„Fürchten Sie nicht die heftigste Erneuerung Ihres Schmerzes, wenn Sie in Ihrer Heimat vergebens die suchen, welche sie Ihnen theuer machten?“ sagte Lyonel und legte so viel innige Theilnahme in seinen Blick, daß Hermine davon gerührt wurde.

„Mein lieber Mr. Camara, ich erkenne Ihre Freundschaft“, antwortete Hermine, „allein mein Entschluß steht fest. Ich wünsche, daß Sie dieses Haus behalten, wenigstens vor der Hand; nicht Fremde sollen da wohnen, wo mein guter Oheim lebte.“

„Das ist zu viel Güte; der arme gute Herr von Rainsdorf hat ja für meinen Sohn und für mich gesorgt.“

„Nicht ganz so“, unterbrach Hermine Mrs. Camara, „nicht ganz so, meine liebe Mrs. Camara, als er es wohl ohne meine Ankunft gethan hätte; er gewann mich lieb, meine Züge erinnerten ihn an meinen Vater, seinen Bruder, so kam es, daß er weniger an die Verdienste dachte, welche Sie und Mr. Camara sich um ihn erworben hatten. Gewiß, ich handle nur in des theuren Verstorbenen Sinne, wenn ich meine Bitte, daß Sie, solange es Ihnen gefällt, in diesem Hause bleiben, auf das dringendste wiederhole.“

Mrs. Camara reichte Herminen die Hand. „Sei es

denn vor der Hand, wie Sie wünschen!" sprach sie und führte ihr Taschentuch an die Augen, vielleicht um den Ausdruck von Vergnügen zu verbergen, den sie doch nicht genug zurückhalten konnte, wie sehr sie auch Meisterin in der Kunst sich zu verstellen war.

Lyonel Camara war über Herminens Entschluß, Neuyork zu verlassen und nach Deutschland zu gehen, sehr betroffen, aber es lag nicht in seinem Charakter, sich durch Hindernisse von einem Vorhaben abbringen zu lassen.

Er liebte Hermine mit einer Leidenschaft, welche von Tag zu Tage wuchs; er wollte ihr Herz gewinnen und wußte als Menschenkenner, daß jeder Mensch früher oder später gewonnen wird, sobald man seinen Charakter studirt und nach diesem Studium handelt.

Als er sie wiedersah, bot er ihr seine Dienste an, versicherte, daß er das beste, bequemste Schiff für sie ausfindig machen würde, und fragte, was sie von den vielen Kostbarkeiten und Kunstschätzen mitnehmen wolle; sie möge darüber verfügen, damit er Alles auf das beste einpacken lassen könne.

„Das Portrait meines Oheims und einige von den Büchern, in welchen er oft und gern las", erwiderte Hermine; „alle andern Kostbarkeiten, ja selbst die Kunstschätze haben für mich, wie ich gestimmt bin, kein Interesse."

„Gewiß", antwortete Lyonel, „ist Ihre Trauer zu

groß, als daß Sie an Silbergeschirr und kostbarem Porzellan Wohlgefallen finden könnten, aber meine Mutter wird ungern Gegenstände von so hohem Werthe im Hause behalten, und ich sollte meinen, Gemälde, Statuen von so großer Schönheit, wie Sie jetzt ererbt haben, müßten auf das traurigste Gemüth, wenn auch nur allmälig, doch stets wohlthuend wirken."

Herminens einzige Antwort war ein Seufzer. Sie gedachte der Zeit, wo sie sich über alles Schöne doppelt erfreut hatte, weil sie den Genuß desselben mit Alfred theilen durfte; und wie Vieles war ihr erst durch seine Belehrung ganz verständlich und deshalb doppelt interessant geworden!

Lyonel liebte Hermine; mit dem sichern Instinkte des wahrhaft Liebenden las er in ihrer Seele, er wußte, daß ein Herz, wahr, einfach, treu wie das ihrige, nicht bestürmt werden darf; er wollte erst ihr ergebener, dienstwilliger Freund, dann ihr Vertrauter und endlich ihr Geliebter werden. Eine reizend schöne Frau in der ersten Jugendblüte, eine so poetische, liebebedürftige Natur konnte nicht jahrelang mit verödetem Herzen einsam, ohne Liebe und lebendige Gegenliebe leben, deshalb verbarg er seine Leidenschaft für sie, welche, hätte Hermine sie erkannt, diese Frau nur verscheucht haben würde.

Am Tage vor ihrer Abreise sagte er zu seiner Mut-

ter ganz ruhig in Herminens Gegenwart: „Du weißt, Mama, daß mich im Herbste dieses Jahres Geschäfte nach Deutschland rufen; auch habe ich oft lebhaft gewünscht, dies schöne poetische Land, das Land der Wissenschaften und schönen Künste, näher kennen zu lernen. Bisher sah ich nur seine schönsten Landschaften im Bilde, liebte und bewunderte Deutschlands Dichter und Tonsetzer; gestern habe ich Briefe von Bremen erhalten und sehe daraus, daß ich auch eher die Geschäfte, welche ich vorhatte, zu Ende bringen kann; ich bin entschlossen, morgen abzureisen, und kann bei dieser Gelegenheit, wenn Mrs. Stern es gestatten will, ihren Reisemarschall machen. Du, liebe Mutter, bist ganz die Frau, indeß meine Leute im Geschäft zu überwachen, und weißt, daß Du auf Taylor bauen kannst, er ist umsichtig und treu."

Bei den letzten Worten blickte er Hermine an, verbeugte sich ehrerbietig und erwartete ihre Antwort.

Sie sah ihn offen mit ihren großen, schönen Augen an und erwiderte ruhig, so ruhig, daß er fast davon verletzt und erkältet ward: „Wenn Ihre Geschäfte Sie schon jetzt nach Deutschland führen, Mr. Camara, dann thun Sie sehr recht daran, mein Vaterland im Frühling zu besuchen. Ich bin ganz allein hierher gereist; diesmal habe ich eine Dienerin bei mir, also bedarf ich noch weniger als früher eines Reisemarschalls, allein angenehm wird es

mir sein, den jungen Freund meines Oheims und den Sohn meiner gütigen Pflegerin als Reisegefährten zu sehen."

Die letzten Worte wurden so gesprochen, daß Lyonel ganz verblendet hätte sein müssen, wenn er mehr als die gewöhnliche Höflichkeit herausgehört hätte.

„Sie liebt Dich nicht und wird Dich niemals lieben, Lyonel", sagte seine Mutter, als Hermine das Zimmer verlassen hatte. „Bleibe hier, Du wirst sie eher verschmerzen lernen, als wenn Du jetzt, wochenlang ihr Gefährte, sie täglich siehst, mit ihr sprichst und endlich doch abgewiesen wirst. Hat Dich denn alle Deine Klugheit verlassen, Dein gerechter Stolz? Gibt es denn auf dem weiten Erdenrund nicht ebenso liebliche und schönere Geschöpfe als diese Frau? Mädchen, deren erste Liebe Du sein kannst, sobald Du Dich um sie bewirbst? Wenn Du auch jemals von ihr geliebt würdest, Du würdest doch stets nur den zweiten Platz in ihrem Herzen erhalten."

„So scheint es Dir, Mutter, aber ich versichere Dir, Du kannst Dich nicht in mein Innerstes denken, ebenso wenig als Hermine verstehen. Sie ist zu geistvoll, um für ihre ganze, vielleicht noch lange Lebenszeit den vertrauten Umgang mit einem Manne entbehren zu können, von dem sie sich nicht nur geliebt, sondern auch verstanden weiß."

Mrs. Camara kannte ihren Sohn, sie machte also keine Einwendungen mehr, und nur noch Geschäftsangelegenheiten wurden in den letzten Stunden ihres Beisammenseins besprochen.

Nicht ohne das Grab ihres Oheims besucht zu haben, verließ Hermine Neuyork. Sie hatte am Abend vor ihrer Abreise an Lyonel's Arm eine Pilgerreise dahin gemacht und nach deutscher Sitte einen schönen Kranz auf den schwarzen Hügel gelegt, da das von ihr bestellte Denkmal noch nicht fertig war. Herzinnig hatte sie am Grabe des Mannes gebetet, der sie mit Reichthum überschüttet hatte, mit einem Reichthum, welcher sie nicht mehr erfreuen konnte, den sie zu theuer durch ihre Trennung von Gatten und Kind erkauft hatte.

„O wäre ich niemals hierher gekommen, vielleicht hätte meine sorgfältige Pflege meinem Alfred, meinem Franz das Leben erhalten!“ rief Hermine von Schmerz durchdrungen aus. Auch Lyonel hatte am Grabe seines verstorbenen Wohlthäters sein Gebet verrichtet.

„Sprechen Sie nicht solche Worte!“ rief er jetzt aus; „es kommt Alles, wie es kommen soll, und keine Worte habe ich wahrer gefunden, als welche über diese Fragen von Ihrem großen Landsmanne Goethe im „Egmont“ gesagt sind: „Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird

unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen!" Keine Pflege, keine Liebe kann den Tod fern halten!"

Hermine nickte sanft mit dem Kopfe, dann sagte sie mehr zu sich selbst als zu Lyonel: „Genau diese Worte sagte mir Alfred eine Stunde vor meiner Abreise, als ich zwischen zwei Entschlüssen schwankte und der Neigung, auch sein äußeres Glück zu gründen, nachgab und endlich reiste!"

Nicht ohne Rührung hatte Mrs. Stern sich von Mrs. Camara verabschiedet, welche ihr den besten Segen auf die Reise mitgab und ihren Sohn wiederholt umarmte, bis er sich endlich mit Gewalt von ihr losriß.

Während der Seereise, die ohne Unfälle von statten ging, zeigte sich Mr. Camara stets aufmerksam, aber niemals lästig. In dem Salon wurde jeden Tag das Frühstück und Mittagsmahl von den Passagieren des ersten Platzes gemeinschaftlich eingenommen; sobald Hermine eintrat, näherte sich ihr Mr. Camara mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung und fragte nach ihrem Befinden, und wenn sie keine Befehle für ihn hatte, nach welchen er regelmäßig fragte, zog er sich bescheiden zurück.

Zum Diner sah er sie wieder, eroberte stets den Platz neben ihr, bediente sie mit der Artigkeit eines vollendeten Gentlemans, bemühte sich aber niemals,

sie in ein Gespräch zu verflechten, wenn er bemerkte, daß sie ihren trüben Erinnerungen nachhing.

Zuweilen, an schönen Tagen, setzte sie sich auf einen Sessel auf dem Verdecke nieder und ihre ausdrucksvollen Augen schweiften, obgleich von Thränen umschleiert, über die scheinbar grenzenlose See.

„Wenn ich diese Dame sehe, so fein und bei aller Einfachheit doch so reich gekleidet, jung, schön, sanft, mit allen Ansprüchen auf Lebensglück und doch immer so unheilbar und tief traurig, so ist es mir, als ob ich weinen müßte“, sagte einst der wackere Kapitän zu Mr. Camara.

Lyonel gab einige unverständliche Worte zur Antwort, aber sich selbst fragte er: „Wie lange wird ihr Gemüth in diesem Zustande bleiben, – und wie lange werde ich noch die Pein des Schweigens ihr gegenüber aushalten?“

An einem ungewöhnlich schönen Frühlingstage lief das Schiff glücklich in Bremerhaven ein.

Mr. Camara kümmerte sich auf das sorgfältigste um Herminens Angelegenheiten; in seiner und Nanni's Begleitung trat sie in das erste Hotel des Ortes.

An der Thür des Hotels wandte sie sich an Lyonel und sagte nicht ohne Rührung: „Sie haben Geschäfte in Bremen, ich reise in einer Stunde von hier ab, dem

Süden zu; nehmen Sie meinen Dank für alle Dienste, welche Sie mir geleistet haben. Gott sei mit Ihnen!"

„Wie, Mrs. Stern, so wollen Sie von mir scheiden? Nicht länger soll ich das Glück haben, in Ihrer Nähe zu sein, Ihnen meinen Schutz anbieten zu dürfen? Was habe ich verbrochen, wodurch bin ich in Ihrer Meinung, die, wie ich mir schmeichle, eine gute war, gesunken, daß Sie mich so hart bestrafen?"

„Mr. Camara", antwortete Hermine mit Würde, „Sie haben doch unmöglich daran gedacht, daß ich, eine Frau und eine betrübte, tiefgebeugte Wittwe, immer in Ihrer Gesellschaft reisen werde?"

Lyonel biß sich auf die Lippen und wurde blaß, doch bald faßte er sich und entgegnete: „Sie mißverstehen mich; mein Deutsch ist noch so mangelhaft, daß dies leicht möglich sein kann. Jedenfalls werde ich doch noch eine kurze Unterredung auf Ihrem Zimmer mit Ihnen haben können, ich möchte mir wenigstens diese erbitten!"

Hermine wandte sich dem Speisesalon zu. „Ich bitte, folgen Sie mir, Mr. Camara, ich reise sogleich weiter und habe schon, während Sie so gütig waren, meine Sachen zu besorgen, nach Postpferden geschickt. Was wünschen Sie? Betrifft es Geldangelegenheiten oder das Haus? Sonst wüßte ich nicht, was Sie mir noch zu sagen haben könnten; mein Erbtheil ist in sichern

Werthpapieren in meinen Händen — oder soll ich Ihnen, Ihrer Frau Mutter einen Dienst leisten? Sprechen Sie, Mr. Camara!"

Lyonel war über diese Art, in welcher Hermine jetzt zu ihm sprach, innerlich wüthend; wer es jemals an sich selbst erfahren hat, wie nahe der Haß neben der Liebe liegt, kann sich seine Empfindungen vorstellen. Nichtsdestoweniger dachte er daran, seine Bewerbung um sie aufzugeben.

„Ich wollte mir nur die Bitte erlauben, mich von Zeit zu Zeit schriftlich nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen; ich wollte Sie nur fragen, ob ich, bevor ich nach meiner Heimat zurückgehe, in einigen Monaten vielleicht, an dem Aufenthaltsorte, den Sie wählen werden, Sie besuchen darf?"

„Mr. Camara, was ich Ihnen erwidere, klingt Ihnen vielleicht sehr unfreundlich, oder, wenn Sie wollen, sogar undankbar, allein ich versichere Ihnen auf Ehre, ich weiß noch nicht, wo ich wohnen werde, vielleicht — doch gleichviel, ich weiß es noch nicht! Ich muß jetzt allein, ganz allein sein, aber ich verspreche, Ihrer Mutter zu schreiben, sobald ich mich entschieden habe, wo ich, wie ich in Zukunft leben werde. Gott behüte Sie!"

Lyonel konnte jetzt nicht länger verweilen, er verbeugte sich und trat, bleich vor unterdrückter Erregung, zurück.

Hermine holte tief Athem; in den letzten Tagen waren Lyonel's glühende, stets auf sie gerichtete Blicke ihr lästig geworden; früher hatte sie dieselben nicht bemerkt.

Der dienstfertige Kellner, welcher sich nach den Befehlen von Madame Stern erkundigt hatte, erschien jetzt wieder und meldete, indem er für die Dame an einem Tische und für die Dienerin am andern einige Erfrischungen auftrug, daß in einer Viertelstunde ein Wagen mit Postpferden da sein würde.

„Unmöglich wird er aber die vielen Kisten mitnehmen können, welche der Herr, welcher mit Ihnen in das Haus kam, herschaffen ließ und die, wie er sagte, Ihnen gehören. Was soll damit geschehen?“

„Sie hätten in Neuyork bleiben können“, erwiderte sie, mehr zu Nanni als zu dem Frager gewendet; „ich weiß wahrlich nicht, was ich damit beginnen soll.“

„Mr. Camara war sehr geschäftig, er glaubte, Madame würden sich in einer schönen Gegend Süddeutschlands niederlassen und all die herrlichen Dinge zur Ausschmückung Ihrer Zimmer brauchen.“

Hermine lächelte schmerzlich. „Das Beste ist, ich gebe Alles dem Herrn dieses Hotels in Verwahrung, bis auf das, was zu meiner Garderobe gehört“, sprach sie. „Kann ich für meine Kisten einen Raum erhalten?“

Der Besitzer des Hotels, welcher das Gespräch

gehört hatte, erbot sich, den Wunsch der Dame zu erfüllen. Ein Empfangschein wurde ausgestellt, Hermine nahm ihn an sich, Nanni, welche aufs beste für ihre sanfte Herrin sorgte, bezahlte die Rechnung und achtete darauf, daß nichts, was ihrer Dame nöthig war, vergessen wurde.

Als Hermine, müde in die Kissen des Wagens zurückgelehnt abfuhr, sah sie sich nicht um; Nanni jedoch bemerkte Mr. Camara, welcher sich so auf die Straße gestellt hatte, daß er die Reisenden so lange als möglich mit den Augen verfolgen konnte.

Er sah bleich und sehr unglücklich aus, seine an sich schönen schwarzen Augen funkelten unheimlich, und Nanni konnte sich eines Ausrufs nicht enthalten.

„Was ist Dir, Nanni?“ fragte Hermine gütig. „Du bist blaß und zitterst.

„Mr. Camara stand am Wege und sah Sie mit so flammenden Augen an, daß ich mich fast fürchtete. Ich hoffe, wir begegnen ihm niemals wieder, denn —“

„Sprich weiter! Warum flößt er Dir Angst ein? Ich wünsche, daß Du offen bist!“

„Wenn Sie es befehlen Madame, und wenn Sie meiner Aufrichtigkeit nicht zürnen wollen —“

„Gewiß nicht! Rede, mein Kind!“

„Nun denn, so erfahren Sie, was Sie in Ihrem

Schmerze nicht bemerkt haben, daß er Sie liebt, wahnsinnig wie ein Spanier, beharrlich wie ein Nordamerikaner. Ich verstehe genug Englisch, um zu wissen, was gesprochen wurde. Ich habe gehört, wie er einst zu seiner Mutter sagte, Ihretwegen könne er jedes Opfer bringen, sei er zu jedem Verbrechen fähig. Ihretwegen, Madame, ist er nach Deutschland gereist, und heute, ehe Sie abreisten, fand er einen Augenblick, um von mir zu verlangen, daß ich ihm nach Bremen schreiben möge, wo Sie sich aufhalten würden. Er gab mir diese Goldstücke und versprach mir für jeden Brief ebenso viel. Aber Sie können sich fest darauf verlassen, daß ich niemals so treulos handeln werde."

„Das erwarte ich von Dir, Nanni, auch werde ich Deine Anhänglichkeit nicht unbelohnt lassen. Ich bin wahrhaft erleichtert, daß ich ihn so kalt abgewiesen habe, er wird sich jetzt nicht wieder in meine Nähe wagen."

Nanni schwieg, aber sie dachte: „Wie wenig kennt Madame Stern Mr. Camara!" Von Zeit zu Zeit bog sie sich aus dem Wagen heraus, um zu sehen, ob Jemand, der Aehnlichkeit mit ihrem ehemaligen Gebieter habe, dem Wagen der Madame Stern zu Pferde oder zu Wagen folge, aber zu ihrer Beruhigung gewahrte sie Niemand.

Drittes Buch.

So lang die Parze meinen Faden spinnt,
So weit die Welle meines Lebens rinnt,
Sollst Du mein einzig Träumen sein und Denken.

Schiller.

Das kleine Häuschen am Rhein, zwischen Bingen und Coblenz, welches Alfred und Hermine, glückliche Kinder eines schönen Märchens, über ein Jahr bewohnt hatten, war kurz nach dem Frieden mit Frankreich von einem reichen Polen gebaut worden, der hier mit seiner jungen Gemahlin, einer Rheinländerin, leben wollte. Aber das Paar war nicht so für die Einsamkeit geschaffen wie der Dichter und seine Gattin, und nach zwei Jahren verkaufte es jener Herr, der es erbaut, an einen kranken Engländer, der es mit einem alten Bedienten, welchen er mitgebracht hatte und einer deutschen Haushälterin bezog. Er erwarb den anstoßenden Obst- und Blumengarten dazu und wollte noch einige Morgen Weingarten kaufen, als er starb. In seinem Testamente that er kund, daß er der Haushälterin nichts hinterlasse, weil er wisse, wie viel sie bei ihm zu profitiren gewußt habe;

sein alter Diener erbte einige hundert Pfund und was sein Herr an Mobilien und dergleichen Sachen in dem Häuschen besessen hatte; das Grundstück selbst wurde dem Arzte, der sein bester und einziger Freund gewesen war, als Beweis seiner Dankbarkeit zu Theil.

Dieser hatte sehr selten Zeit das reizend gelegene Anwesen zu besuchen, deshalb blieb es unmöblirt und der Garten fing an zu verwildern; es schien, als ob Niemand lange dieses Haus besitzen sollte, denn der Arzt hatte es kaum drei Jahre sein eigen genannt, als er starb. Seine Wittwe zog mit ihren Kindern zu ihren Aeltern nach Norddeutschland und der Vormund der Kleinen vermiethete das Haus, da es sich nicht gleich verkaufen ließ, auf mehrere Jahre an einen Speculanten, welcher es zu Zeiten leer stehen lassen mußte, es aber dann wieder mit großem Vortheil an Fremde vermiethete. welche nur den Sommer über blieben.

Alfred war der erste, welcher sich auf ein Jahr einmiethete und, als es abgelaufen war, wieder einen neuen Vertrag machte. Der Speculant wohnte in Frankfurt am Main, ließ sich stets den Hauszins vorausbezahlen und zeigte sich höchstens aller Vierteljahre einmal bei seinen Miethern, um sich zu überzeugen, daß Häuschen und Garten gut gehalten würden.

Nach Alfred hatte ein Engländer auf kurze Zeit in

dem Asyl gelebt; Alfred's Sachwalter hatte ihn in Köln kennen gelernt und ihn bewogen, seines Clienten Contract zu übernehmen. Aber auch dieser Mann blieb nur einige Wochen daselbst. Jetzt ward es von einem ältlichen Ehepaare und dessen Dienerschaft bewohnt.

An einem wundervollen Frühlingstage öffnete sich die Thür des Häuschens, ein junges Dienstmädchen trug einen kleinen Tisch heraus, ein ältlicher Diener mit einem bequemen Lehnstuhle folgte, beide Möbelstücke wurden unter den großen, mit Blüten übersäeten Kirschbaum des Hauses gestellt, dann holte das flinke Mädchen einen zweiten Stuhl herbei, setzte ihn hin und sagte leise: „Was denken Sie, Jean, wird sich unsere gnädige Frau hier am Rhein erholen? Es ist doch jetzt ein Wetter, um Todte lebendig zu machen, warum nicht auch Kranke gesund?"

„Hm, Lisettchen, wer kann das wissen! Tappen doch selbst die Aerzte im Finstern! Doch hoffe auch ich von der Frühlingsluft und später von den emser Brunnen das Beste. Wenn nur der Herr Major nicht immer so niedergeschlagen aussähe, die arme Dame wird ja dadurch ganz entmuthigt, und frischer Muth ist das beste Heilmittel."

Das Gespräch wurde durch das Erscheinen des Majors unterbrochen, welcher eine blasse, hagere Frau lang-

sam am Arme führte und mit großer Sorgfalt auf den Lehnstuhl setzte.

„Wie sagt die Luft Dir zu?" fragte der Mann, nachdem er wohl zehn Minuten schweigend neben ihr gesessen hatte.

„Leidlich, ich —" Heftiger Husten unterbrach ihre Rede. Als der Anfall vorüber war, zog der Major ein Buch aus der Tasche und las, die Dame schloß ermüdet die Augen.

Eine Stunde mochte das Ehepaar, der Gatte lesend, die Frau im leichten Schlummer, schweigend dagesessen haben, als leichte Tritte auf dem Kieswege vor dem Hause hörbar wurden. Der Major blickte auf, eben nicht sehr freundlich, und sah eine junge, bleiche Dame, in Halbtrauer gekleidet, auf sich zuschreiten. Sie sah ihn an, machte eine Verbeugung, als ob sie ihn anreden wollte, aber sie war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, sondern brach in convulsivisches Schluchzen aus und blieb, das Häuschen durch ihre thränenvollen Augen unverwandt betrachtend, regungslos stehen.

Der Major war ein gutmüthiger Mann, aber wie die meisten feinern Männer hatte er eine entschiedene Abneigung gegen Thränen; auch fürchtete er, seine kranke Gattin, welche dank der frischen Mailuft fester zu schlafen schien, würde erwachen; er stand deshalb leise auf,

ging zu der Dame hin und fragte: „Sie scheinen mich etwas fragen zu wollen. Was ist es? Darf ich Sie bitten zu sprechen?“

Hermine, denn sie war die Weinende, bemühte sich, ihres krampfhaften Schluchzens Meister zu werden, endlich brachte sie die Worte hervor: „Können Sie, mein Herr, mir vielleicht etwas von den letzten Tagen des frühern Bewohners dieses Hauses sagen?“

„Letzten Tagen, Madame? Nun, ich weiß nur, daß er jüngst vergnügt in Paris gewesen ist, denn ich habe in den Zeitungen gelesen, daß bei einem großen Wettrennen, das man kurz vor der Ankunft der Königin von England nach Art der englischen in Paris hielt, das arabische Pferd des Sir Edmund Elliot den ersten Preis erhalten hat. Sir Edmund ist von hier aus nach Paris gegangen.“

„Nach diesem Herrn, dessen Namen ich jetzt zum ersten Male höre, frage ich nicht“, erwiderte Hermine; „vor ihm wohnte ein Deutscher hier, Doctor Stern, ein Schriftsteller“ —

„Ah, Alfred Stern — meine Frau liebt seine Gedichte sehr — nein, in Wahrheit, ich wußte nicht, daß er hier gewohnt hat. Ich kann Ihnen gar nichts von dem Herrn sagen, meine Frau und ich sind erst vor acht Tagen hierher gezogen.“

„Dann entschuldigen Sie mich gütigst", und Hermine wandte sich zum Gehen.

„Bitte recht sehr!" Der Major verbeugte sich; er sah jetzt, daß der Anzug der Dame elegant und fein, sie selbst ungeachtet ihrer Thränen jung und sehr schön war.

Sie warf einen sehnsüchtigen Blick auf das Haus und zögerte, sich zu entfernen.

Der Major bemerkte es. „Wollen Sie vielleicht in das Haus, in den Garten treten?"

Ein mattes Lächeln erhellte wie ein Mondstrahl ihr Gesicht; sie sagte fast freudig: „Wenn Sie erlauben!"

Der Major folgte ihr nicht.

Hermine ging in das Häuschen; sie blickte in das halbgeöffnete Zimmer zu ebener Erde, es war jetzt ganz anders möblirt und kam ihr fremd vor. Sie trat in die kleine Küche, das Mädchen stand am Herde, rührte in den Töpfen herum, und sang ein lustiges Liedchen. Die arme Frau wandte den Kopf ab und begab sich durch die hintere Thür des Häuschens nach dem Garten. Er nur war unverändert, die alten Aepfelbäume mit ihren rothen Knospen, die vielen hohen, mit weißen Blüten geschmückten Birnen- und Kirschbäume waren noch dieselben, unter denen sie voriges Jahr so oft im traulichen Gespräch mit ihrem Alfred auf und ab gewandelt war in stillen Mondscheinnächten, wenn ihr Söhnchen schlief. Und

wie herrlich blühten die persischen Fliedersträuche, welche Alfred im März vorigen Jahres beschnitten hatte, die Schneeballbüsche, nach denen der kleine Franz jubelnd sein rundes Händchen ausgestreckt hatte! Die beiden Spätpfirsiche, welche noch jung waren, hatten dies Jahr zum ersten Mal Blüten!

Hermine setzte sich unter die Akazien und versank in Träumereien, ihre Gedanken waren bei Alfred; es war ihr zu Muthe, als müsse sie die körperliche Hülle von sich werfen, ihr Geist sich mit dem seinigen vereinen.

Doch ihre Gedanken wurden durch den Eintritt Lisettens unterbrochen, welche, von Theilnahme und Neugier bewegt, in gutmüthig dreister Weise Hermine anredete.

„Gnädige Frau sind sehr betrübt“, sprach sie, „denn Sie sind doch wohl die Dame, welche vergangenes Jahr hier gewohnt hat?“

Hermine bejahte.

Das Mädchen fuhr fort: „Ich bin aus Bingen und habe gehört, daß die frühern Bewohner dieses Häuschens ein trauriges Ende genommen haben. In dieser Welt hat Jeder sein Kreuz; mir ist es auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich einst fremder Leute Dienerin sein sollte!“

Vielleicht hätte das Mädchen noch lange fortgeschwatzt, wenn nicht der alte Diener es gerufen hätte.

Hermine erhob sich, und nachdem sie mit einem tiefen Seufzer den Garten verlassen hatte, wandte sie sich, die Bewohner des Hauses stumm grüßend, dem Gebäude zu, welches, ungefähr fünfhundert Schritte von ihrer ehemaligen Wohnung entfernt, mitten in einem Weingarten lag.

Alfred hatte mit seiner Familie ohne allen Umgang mit Nachbarn gelebt, welche vermöge ihrer geringen Bildung nicht für ihn und Hermine paßten. Das junge Paar hatte zuweilen einen Ausflug nach Mainz, Wiesbaden oder Coblenz gemacht, um dann und wann das Theater zu besuchen und etwas von der Welt zu sehen; dabei hatte Alfred seine Einkäufe in den Buchhandlungen besorgt und Hermine die für das Haus. Was frisch für den täglichen Bedarf in das Haus kam, pflegte eine halbtaube Botenfrau zu bringen; es war also für Hermine nicht so leicht, über die letzten Lebenstage ihrer Geliebten Näheres zu erfahren. Sie hatte sich allerdings an die Behörde gewandt, denn sie wollte vor allem sich in den Besitz von Alfred's literarischem Nachlasse wissen; die Antwort lautete: Doctor Alfred Stern sei kränkelnd mit seinem Kinde und der alten Dienerin aus dem Orte abgereist; wohin, wisse man nicht genau, doch habe sich das Gerücht verbreitet, er sei in Frankfurt am Main an einem Tage mit seinem

Kinde gestorben. Um dem in der Gegend herrschenden Scharlachfieber zu entgehen, sei er schnell abgereist, doch habe es offenbar das Kind schon in sich getragen, denn es solle in Frankfurt bei ihm zum Ausbruch gekommen sein. Um seine Habe sich zu kümmern, sei Niemand in dem Oertchen eingefallen, da er es ja lebend verlassen habe.

Mit diesen unvollkommenen Nachrichten begnügte sich natürlich Hermine nicht; sie hatte an Doctor Felmer, Alfred's vertrautesten Freund, geschrieben, sowie an seinen Verleger in Stuttgart. Beide erwiderten, daß sie seit dem Spätsommer des vergangenen Jahres nichts von ihm vernommen und seinen sowie des kleinen Franz Tod in den Zeitungen gelesen hätten. Jetzt wollte sie von ihrer ehemaligen Nachbarin Bestimmteres erfahren.

Als Hermine in den Weingarten trat, kam ihr der älteste Sohn des Hauses mit fröhlichem Gruße entgegen; er erkannte sie trotz ihres betrübten, bleichen Gesichts und des Traueranzugs sogleich und rief seine Mutter herbei, welche eben beschäftigt war, Weinreben aufzubinden, wobei ihre Tochter ihr Hülfe leistete; zwei jüngere Kinder kauerten auf der Erde und belustigten sich damit, einander mit Sandsteinen zu werfen.

Die Frau, die einzige Nachbarin, welche zuweilen Hermine gesprochen hatte, empfing sie mit einer Menge

von Knixen und einem Wortschwall, in welchem die Freudenbezeigungen über den Besuch mit den Beileidsäußerungen über die großen Verluste der guten Dame, wie Frau Wieprecht sagte, bunt durcheinander gemischt waren.

Sie führte ihren Gast unter den großen Kastanienbaum, den eine runde Bank umschloß, und befahl ihrer Tochter Brod und frische Butter, Wein und Milch aufzutragen, und hörte nicht auf, Hermine zu bitten, etwas zu genießen, bis diese ein Glas Wein auf das Wohl ihrer freundlichen Wirthin leerte.

„Sie sehen sehr angegriffen und kraftlos aus, meine gute Dame“, sagte die Frau und blickte Hermine mitleidig an, „aber sehen Sie, wenn Sie gar nichts genießen wollen, so kann es nicht anders sein. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und selbst das traurigste wird durch ein Glas reinen Weins getrösteter. Es wohnte einmal ein gelehrter Professor bei uns, der wollte von meinem Manne die Behandlung des Weins lernen, weil er einen Weinberg unweit Stolzenfels geerbt hatte; der sprach gar nicht so unverständlich und sinnlos, wie es meist diese Leute, welche immer über den Büchern liegen, thun; er redete so klar und unterhaltend, daß mein Mann und ich ihm stets gern zuhörten. Er hat uns so deutlich bewiesen, daß es mir

jetzt so gewiß ist, als die fünf Finger an meiner Hand, daß alle Menschen gescheidter, kräftiger, fröhlicher und langlebiger sein würden, wenn sie das Brod ohne Fälschungen äßen und jeden Tag ein Glas reinen Weins hätten. Als anderes Mittel gegen Krankheit, Sorgen und Niedergeschlagenheit empfahl er frische Luft und Arbeit! Und daran ist etwas; wenn ich nicht täglich frische Luft und meine bestimmte Arbeit hätte, wäre ich eine unglückliche Person, und gehörten alle Weinberge am Rheine mir zu."

„Gott erhalte Ihnen Ihr Glück!" erwiderte Hermine. „Jetzt aber erfüllen Sie meine Bitte und erzählen Sie mir Alles, was Sie von meinem lieben Manne und dem lieben Franz wissen; ich verspreche Ihnen, gefaßt, ohne heftig zu weinen, zuzuhören."

„Es ist nicht viel, liebe, arme Dame. Sie wissen, ich habe den ganzen Tag wenig Zeit zum Geplauder mit Nachbarn; wir Winzerleute rheinauf rheinab müssen arbeiten. Als aber eines Morgens Gertrud nicht kam, frische Milch für den Kleinen zu holen, schickte ich meine Grete damit hin. Sie erzählte mir, daß Gertrud ihr mit sehr traurigem Gesicht den Krug abgenommen und ihr zugeflüstert habe, ihr Herr sei schwer krank, es dürfe sich nichts im Hause rühren, Gretchen möge immerhin wieder nach Hause gehen, die halbtaube Botin, die alte Louise,

habe den nächsten Arzt herbeigeholt. Den nächsten Tag wurden meine beiden Jüngsten krank, und sehen Sie, liebe Dame, wenn die eigenen Kinder das Scharlachfieber haben, fragt man weniger nach fremden Leuten. Gretchen ging jeden Morgen schnell mit der Milch hin, erhielt ihre Bezahlung und kam schnell zurück; aber eines Tages hatte ihr Niemand auf ihr Klopfen die Thür geöffnet, und als sie durch die Fenster des großen Zimmers blickte, fuhr sie erstaunt zurück, denn es war ganz leer. Wir hörten nach einiger Zeit, als der Eigenthümer des Hauses den neuen Miether einführte, bei welcher Gelegenheit er uns mitbesuchte, Herr Doctor Stern sei gestorben, vor Kummer über sein Söhnchen, die alte Gertrud lebe in einem Hospital, aber wo, wisse er nicht. Das ist Alles, was ich Ihnen darüber sagen kann, liebe Dame; es ist traurig genug!"

„Und ich konnte ihn nicht pflegen, ihn, der mir so theuer war; konnte nichts für meinen kleinen Franz thun! Vielleicht hätte meine sorgsame Pflege den Tod von ihnen fern gehalten! Dieser Gedanke peinigt mich über Alles!"

„Warum quälen Sie sich mit solchen Vorstellungen? Bleiben nicht Tausende, welche Niemand pflegt als die Natur, am Leben? Glauben Sie mir, es kommt Alles, wie es kommen soll. Man muß vorwärts und nicht rück-

wärts schauen, denn man muß vorwärts gehen! Ich bin nur eine einfache Frau und habe nicht viel Bücher gelesen, aber ich habe gut sechzehn Jahre mehr als Sie und weiß, daß Zeit und Arbeit viel an jedem Menschen thun. Suchen Sie irgend einem Geschöpfe auf Erden Liebes zu erweisen, und an jedem Tage wird von Ihrer Bürde ein Stückchen abfallen, das habe ich an mir selbst erfahren!"

Die Frau sprach so herzlich, daß Hermine wirklich Dankbarkeit für ihre Theilnahme empfand. Sie sagte ihr herzlich Lebewohl und fügte hinzu: „Gewiß werde ich, wenn ich wieder an den Rhein komme, Sie besuchen, liebe Frau Wieprecht."

„Wiederkommen wollen Sie? Das würde ich Ihnen doch nicht rathen! Wozu durch den Anblick des kleinen Hauses Ihren Schmerz täglich erneuern? Ziehen Sie weit von hier weg, in Gegenden, welche Ihnen neu sind."

Hermine schüttelte sanft den Kopf.

„Jeder hat seine eigene Weise, liebe Frau Wieprecht, darüber läßt sich nicht streiten. Vielleicht sehe ich Sie bald wieder; sollte es niemals geschehen, so leben Sie wohl und mögen Sie und Ihre Familie recht zufrieden, recht glücklich leben!"

Hermine schüttelte der wackern Frau die Hand und ging, sich jede Begleitung verbittend, das Rheinufer ent-

lang bis zu der Stelle, wo ihr Boot, in welchem sich Nanni befand, ihrer harrte.

„Haben Sie etwas erfahren, gnädige Frau?" fragte nach einer Pause Nanni schüchtern, denn sie fürchtete ihrer guten Herrin weh zu thun und konnte doch ihre Theilnahme nicht unterdrücken.

„Nichts, als was ich vorher wußte. Alles was ich jetzt zu thun habe, ist, zu erforschen, an welchem Tage, in welchem Hause zu Frankfurt am Main mein Gatte und mein Söhnchen gestorben sind, damit ich wenigstens seinen literarischen Nachlaß, sein theures Portrait und die Bücher wieder erhalte, die ihm gehörten."

„Also gehen wir nach Frankfurt am Main?"

„Heute noch; wir wollen in Bingen landen, das nächste Dampfboot, welches von Coblenz kommt, wird uns aufnehmen."

Wie immer, so kam auch diesen Tag das Dampfboot zur gewöhnlichen Stunde. Hermine ließ den dichten Schleier über ihr Gesicht fallen und setzte sich schweigend, ohne ihre Umgebungen zu beachten, auf einen der Feldstühle, während Nanni mit großem Vergnügen die schönen Ufer betrachtete und die Damen musterte, welche lachend und plaudernd sich auf dem Verdeck ergingen.

Die Fahrt war bald vorüber, Mainz erreicht, und

in einer Stunde befand sich Hermine mit ihrer Dienerin in Frankfurt am Main.

Einige Tage brachte die ruhelose Frau mit Nachforschungen nach ihrem Gatten zu. Auf der Polizei wußte man nichts von einem Doctor Stern, in keinem der vielen Hotels und Gasthöfe erinnerte man sich seiner, fast überall erhielt sie die Antwort, zu der Zeit, in welcher ihrer Angabe nach Doctor Alfred Stern dagewesen sein solle, habe die Herbstmesse stattgefunden, da sei die Zahl der Fremden zu groß, als daß man sich um jeden kümmere; zuletzt gab ihr ein Banquier den Rath, einem thätigen Agenten Auftrag zu Nachforschungen zu hinterlassen und ihm für den Fall, daß er ihr die genauern Nachrichten, die sie eingezogen wünsche, überbringe, eine ansehnliche Belohnung zu versprechen.

„Dann erfahren Sie wahrscheinlich Näheres“, schloß der Banquier seine Rede, „sonst schwerlich; für Sie, Madame, sind Nachrichten über Ihren verstorbenen Gatten und über Ihr Kind von großer Wichtigkeit, aber was sind sie für die Welt? Heutzutage kümmert sich Jeder nur um seine nächsten Angehörigen und um die Personen, von welchen er sich Vortheil versprechen kann. Könige und große Staatsmänner sterben und werden vergessen, und im ewigen Wechsel merken wir nicht, daß auch wir endlich vergessen, was wir einst für unvergeßlich hielten!“

Hermine antwortete nicht auf diese Bemerkungen, sie dankte ihm nur für seinen Rath in Bezug auf den Agenten, den sie auch sofort befolgte.

Eins aber hatte die Rede dieses Weltmanns bei ihr bewirkt, sie sprach zu Niemand mehr von ihrem Schmerz, denn sie sah, wie wenig Theilnahme und Verständniß sie fand; auch bestellte sie sich wieder helle Kleider, um in der Fremde nicht gleichgültige Fragen nach der Ursache ihrer Trauerkleidung beantworten zu müssen. Auch die Worte der Frau Wieprecht waren nicht ohne Wirkung auf Hermine geblieben; sie fing an das Umherstreifens müde zu werden und sehnte sich nach einer nützlichen Thätigkeit; jetzt im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, konnte sie Andern wohlthun, und mehr als einmal stieg der Gedanke in ihr auf, in einer gesunden Gegend ein großes Haus zu kaufen und es zu einem Asyl für Waisen oder hülfsbedürftige Wittwen zu benutzen. Sie hatte sich mit Nanni in Coblenz niedergelassen, um Frankfurt nahe zu sein, und weil die Stille dieser reizend gelegenen Stadt ihr wohl that.

Von Mr. Camara hatte sie nichts mehr gehört. Sie wünschte, seit sie durch Nanni von seiner Leidenschaft für sie in Kenntniß gesetzt worden war, ihn nicht wiederzusehen. Während ihres Umherstreifens hatte sie nicht wieder an die Kisten gedacht, welche sie mit aus Amerika

gebracht und dem Hotelbesitzer in Bremerhafen zur Aufbewahrung übergeben hatte.

Jetzt, nachdem sie ein Haus in Coblenz bezogen und beschlossen hatte, am Rhein zu bleiben, ließ sie sich ihr Eigenthum nachsenden, doch hatte sie Sorge getragen, daß selbst der Hotelbesitzer in Bremerhafen nichts weiter erfuhr, als daß die Sachen nach Dresden geschickt werden sollten; sie wollte jeder Nachforschung von Mr. Camara dadurch entgehen.

Die Kisten waren eingetroffen, und an einem Regentage machte sich Nanni darüber, sie auszupacken. Mit dem ihr zur zweiten Natur gewordenen Ordnungssinne stellte Hermine die Bücher auf, welche Nanni ihr reichte; jetzt kam die zweite Kiste an die Reihe; sie enthielt des verstorbenen Oheims wohlgetroffenes Portrait, ebenfalls Bücher und ein Packet mit Briefen und andern Papieren von ihres Oheims Hand.

Hermine erinnerte sich, daß es ihr am Tage vor ihrer Abreise aus Neuyork von Mr. Camara gebracht worden war.

Sie betrachtete mit Rührung diese Manuscripte; auch eine Abschrift des bei den Gerichten niedergelegten Testaments fand sich dabei und ein Codicill, von welchem man sie in Neuyork nicht in Kenntniß gesetzt hatte; erstaunt darüber las sie: „Ich hatte früher den

Plan, meine geliebte Nichte, Hermine von Rainsdorf, mit meinem liebsten Freunde, Mr. Lyonel Camara, ehelich verbunden zu sehen, allein sie ist vermählt. Sollte sie aber Wittwe werden, so würde es mich im Jenseits erfreuen, wenn sie diesem vorzüglichen Manne die Hand reichen wollte."

„Seltsam, seltsam!" murmelte Hermine. „Sollte mein Oheim auf seinem Sterbebette einen Blick in meine Zukunft gethan, mein trauriges Geschick geahnt haben?"

Wieder versank sie in Nachdenken. Es schien ihr kaum glaublich, daß Herr von Rainsdorf solche Gedanken gehabt haben sollte, auch schien diese Schrift, wie ähnlich auch immer, doch nicht ihres Oheims Handschrift zu sein.

Jetzt war die Kiste bis auf den Boden ausgeleert, da rief Nanni, indem sie ihrer Herrin ein Blatt reichte: „Ich glaube, das haben die gnädige Frau geschrieben!"

Hermine warf einen Blick auf das Papier und stieß einen Schrei aus, es war die Hälfte eines Briefes, welchen sie in Neuyork an Alfred geschrieben und Mr. Camara zur Besorgung übergeben hatte.

Das treue Mädchen blickte erschrocken ihre Herrin an, deren Aufregung ihr unbegreiflich schien. Hermine beeilte sich, Nanni den Grund ihres Staunens, ihrer heftigen Gemüthsbewegung mitzutheilen.

„Wie konnte dieses Blatt unter die Bücher kom-

men? Ich begreife es nicht", sagte Hermine, die Hand nachdenklich an die Stirn legend.

„O, ich begreife Alles!" jubelte Nanni, „ich müßte sonst Mr. Camara nicht kennen. Er hat Ihre Briefe nicht abgegeben, doch, wie sich's zeigt, nicht alle vernichtet. Er hat die Kisten gepackt, und durch einen Irrthum, der offenbar Gottes Fügung ist, ist dieses Blättchen zu den Büchern gekommen; es mag von Mr. Camara für einen Brief von Herrn von Rainsdorf gehalten worden sein. Ich habe schon in den ersten Tagen entdeckt, daß Mr. Camara Sie, gnädige Frau, gewinnen wollte; für Ränkeschmiede habe ich sowohl ihn als seine Mutter stets gehalten. Ihm lag daran, seinen Zweck zu erreichen; er hat Ihre Briefe an Ihren Gemahl nicht befördert und dazu seine Gründe gehabt; jetzt halte ich Alles für Lug und Trug. Ihr theurer Gemahl und der kleine Franz leben noch."

„O Nanni, Nanni, wenn ich diese Hoffnung fassen könnte! Aber Du kennst meine Nachforschungen, Du hörtest, daß so viele ganz unparteiische Leute mir den Tod meiner Geliebten bestätigt haben; ich darf mich nicht Erwartungen hingeben, deren Erfüllung mich aus dem tiefsten Leide auf den Gipfel irdischer Seligkeit tragen würde!"

„Warum verzagen, jetzt, wo aller Grund zum Hoffen

da ist? O gnädige Frau, es ist ein gutes Sprichwort: Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Sie haben noch keinen Menschen gefunden, der Ihren Gemahl und Ihren Sohn sterben sah; noch hat kein Todtengräber Ihnen die letzte Ruhestätte beider gezeigt, noch keine Behörde Ihnen die Todtenscheine vorgelegt!"

Bis tief in die Nacht hinein sprachen Hermine und ihre treue Dienerin von der Möglichkeit, daß die von der erstern so tief und schmerzlich Betrauerten noch leben könnten, Pläne, sie aufzufinden, wurden gemacht und verworfen, bis endlich einer als der vernünftigste gewählt wurde.

Den andern Tag begab sich Hermine zu einem als klug und rechtlich bekannten Rechtsanwalt; ihm vertraute sie ihre Kümmernisse, aber auch ihren Verdacht gegen Mr. Camara verschwieg sie nicht.

Der würdige Mann hörte die Mittheilung der sanften, schönen Dame mit großem Interesse an; als sie ihre klare und lebendige Schilderung beendigt hatte, sagte er: „Aus Allem, was Sie mir sagen, sehe ich ebenfalls es nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich an, daß Ihr Gemahl und auch Ihr Kind noch lebt. Was Herrn Alfred Stern bewogen hat, sich nicht zu dem Fürsten Victor zu begeben, scheint schwer zu erklären, da er, wie Sie erfuhren, dem Fürsten keine Zeile

darüber geschrieben hat; daß Niemand von ihm weiß, ist über die Maßen seltsam; dennoch schließe ich deshalb nicht auf seinen Tod, denn heutzutage, wo Alles öffentlich ist, würde doch Jemand Genaueres von dem Hinscheiden eines Mannes angeben können, dessen Name in der Literatur wohlbekannt ist."

„Zuweilen", sprach Hermine, „quält mich der fürchterliche Gedanke, daß Alfred ermordet worden ist!"

Der Rechtsgelehrte lächelte. „Das sind Phantasien einer liebenden Frau. Warum sollte ein Mann, bei welchem, wie ich aus Ihren Reden höre, keine Reichthümer zu finden waren, ermordet werden? Von wem? Doch nur von einem, der durch des Herrn Doctor Stern Tod hätte gewinnen können. Er ist wenige Tage nach Ihrer Abreise mit seinem Kinde und der alten Dienerin von dem Dörfchen abgereist, also ehe Sie in Neuyork waren, ehe Mr. Camara Sie sah; Mr. Camara kann höchstens Ihres Herrn Gemahls geheimnißvolle Abreise benutzt haben, falsche Nachrichten über ihn zu verbreiten, ihn und das Kind für todt auszugeben; es ist kaum anders anzunehmen, denn er reiste mit Ihnen nach Deutschland. Was den Baron Sternberg auf Sternberg betrifft, so hat er seinen Proceß gewonnen, ist im Besitz der Güter, hat nicht zu fürchten, daß er daraus vertrieben wird, da sich das Document, durch welches dem

Vater Ihres Herrn Gemahls die Güter zugesprochen sind, nicht aufgefunden hat. Meine Ueberzeugung ist: Alfred Stern oder, wie er eigentlich heißt, Alfred Freiherr von Sternberg lebt; wie Ihre Briefe an ihn, sind die seinigen an Sie, meine gnädige Frau, unterschlagen worden, oder man hat ihn durch falsche Nachrichten getäuscht. Wir müssen Schritte thun, ihm Kunde von Ihnen zukommen zu lassen, und zwar sofort!"

Die Aeußerungen dieses erfahrenen Mannes verwandelten Herminens Zagen in beglückende Hoffnung; sie bat den Sachwalter, nichts zu unterlassen, was zur Entdeckung ihres theuern Gatten führen könne, und stellte große Summen zur Verfügung des Rechtsgelehrten.

Wirklich that dieser, was in seinen Kräften stand. In den gelesensten deutschen, englischen und französischen Zeitungen wurde Doctor Alfred Stern aufgefordert, sich bei dem Rechtsanwalt Müller in Coblenz zu melden, indem derselbe wichtige, erfreuliche Nachrichten für ihn habe. An alle Consulate und Banquiers, an Buchhandlungen und Polizeibehörden wurde geschrieben, doch Monat um Monat verstrich, ohne daß von dem Verschollenen etwas gehört wurde.

Die Redaction der Zeitung, welche den Tod des liebenswürdigen Dichters Alfred Stern und seines Kindes angezeigt hatte, erwiderte: es sei ihr diese Mittheilung

von unbekannter Hand gemacht worden; bei der Beliebtheit der Stern'schen Schriften habe man diese Trauernachricht sofort verbreiten wollen; Näheres über seine letzten Tage wisse die Redaction nicht.

„Das Hangen und Bangen in schwebender Pein", wie Goethe sich so treffend ausdrückt, die fortwährende Spannung, in welcher Hermine sich befand, untergruben ihre Gesundheit, und hätte sie nicht eine sanfte, geduldige Gemüthsart besessen, würde auch die Klarheit ihres Geistes nicht ungetrübt geblieben sein.

An Nanni hatte sie eine vortreffliche Pflegerin. Das von Natur mit scharfem Verstande begabte Mädchen hatte sich in der Nähe ihrer gütigen Herrin eine über ihren Stand gehende Bildung angeeignet, und der kluge Sachwalter, an welchem Hermine einen Freund besaß, wußte sie bald dahin zu bringen, daß sie Nanni unterrichtete. Diese nützliche Beschäftigung erhielt ihren Geist gesund und that ihrem guten Herzen wohl. Auch auf ihren frühern Plan, eine wohlthätige Stiftung zu machen, kam sie zurück, und da sie auch an ihrem Hausarzte einen Mann fand, welcher sich auf das wärmste für seine Patientin und deren Unternehmungen interessirte, so ertrug sie die Qual der Ungewißheit, ohne ihrem Charakter untreu zu werden.

Ach, wie Viele leben auf Erden, welche durch Qual

und Verlust mürrisch und gleichgültig gegen fremdes Leid werden, oder neidisch auf Glückliche; wie Wenige gehen rein aus den Prüfungen hervor, welche das Schicksal so selten einem Sterblichen erspart!

An jenem unglückseligen Tage, an welchem Alfred die fürchterliche Nachricht erhielt, war er mehrere Stunden wie betäubt; er vermochte kein Wort hervorzubringen und der ziemlich schnell herbeigeholte Arzt fürchtete das Schlimmste.

Die genaueste Befolgung seiner verständigen Vorschriften und die Pflege Gertrud's stellten Alfred schneller her, als der Arzt für möglich gehalten hatte. Daß das Schiff Columbine untergegangen war, daran war kein Zweifel zu erheben, und daß Hermine mit diesem Schiffe abgereist war, hatte sie ihm selbst geschrieben. Doch hielt er es nicht für unmöglich, daß sie gerettet worden sei, und obgleich er kaum die Feder zu halten vermochte, schrieb er doch sofort nach Hamburg, um sich nach dem Schicksal der Passagiere des untergegangenen Schiffes zu erkundigen.

Die Antwort stimmte vollkommen mit dem überein, was er in der Zeitung gelesen hatte: Niemand war ge-

rettet worden. Der Besitzer von Streits Hotel antwortete, daß Frau Doctor Stern am 24. September sein Haus verlassen habe, um sich an Bord der Columbine zu begeben.

Alfred fühlte sich außer Stande, in dem Häuschen noch einen Tag zu bleiben, das ihn an ein Glück erinnerte, welches auf immer für ihn dahin war. Auch zu Fürst Victor konnte er nicht gehen; er wußte, daß es ihm nicht möglich war, jetzt die Arbeiten zu vollziehen, welche ihm aufgetragen waren. Ihm seine Leiden mitzutheilen, ihm Gründe für seine Handlungsweise anzugeben, vermochte er ebenso wenig, er begnügte sich damit, in einigen Zeilen zu sagen, daß Krankheit ihn abhalte einzutreffen, und übergab Gertrud den Brief zur Bestellung. Diese gab ihn der Botin zu weiterer Beförderung; die Frau ließ ihn bei sich zu Hause liegen und der Fürst erhielt ihn nie.

Empfindlich über Alfred's Schweigen sah sich der Fürst nach einem andern Gelehrten um und fand bald einen, welcher sich mit großem Vergnügen bereit erklärte, das an sich angenehme Amt anzunehmen.

Am liebsten wäre Alfred gestorben; mit Herminen war ja für ihn Sonnenschein und Duft aus dem Leben entflohen, aber ein Blick auf Franz, auf Herminens Sohn, dessen Augen ihn an die Unvergessene erinnerten, mahnte

ihn an seine Pflicht. Er verkaufte Alles, was sich von Geräthschaften in dem Häuschen befand, ließ Herminens Portrait und Alles, was ihr gehört hatte, einpacken, nahm, was er noch an Gelde besaß, aus der frankfurter Bank und reiste mit dem Kinde und Gertrud nach Dresden, um dort eine andere Art von Leben zu beginnen, denn er war sich klar bewußt, was er zu thun hatte, um sich nicht selbst zu verlieren.

Alfred hatte bisher seine Lebensaufgabe zu erfüllen geglaubt, wenn er seine schönen, tief empfundenen Gedichte mittheilte und die kleinen Novellen niederschrieb voll Geist und Grazie, welche der Kenner als wahre Kunstwerke betrachtete. Er freute sich an Herminens Freude an seinen Poesien; es war ihm ein wohlthuendes Gefühl, ein reiner Genuß, wenn er seine Lieder singen hörte und sich von den besten Tondichtern seiner Zeit verstanden wußte; eine unüberwindliche Scheu vor all dem Aerger, der dem Dramatiker zu Theil wird, und Zweifel an seiner Begabung für diese Gattung von Dichtungen hatte ihn abgehalten, seine Feder der Bühne zu widmen.

Seit er den herbsten Lebensschmerz erfahren, wußte Alfred entschieden, daß in ihm der Liederquell auf Jahre, vielleicht auf immer versiegt sei. Jetzt mußte er sich auf ein anderes Feld der Dichtung begeben, jetzt, wo er Empfindungen und Gedanken kennen lernte, die ihn zu einem

Andern machten. Zurückdenken an die selige Zeit, die er mit Hermine verlebt hatte, das durfte er nicht, wollte er nicht das greuliche Gespenst, den Wahnsinn, vor sich sehen. Vorwärts mußte er blicken, aus sich heraustreten, arbeiten mußte er mit allen Kräften seiner Seele, mit Verstand, Phantasie, Geschmack und Gedächtniß.

Er beschloß sich eifrig dem Studium der Geschichte zu widmen; ein historisches Drama sollte sein neuestes Werk werden.

Wien und Dresden, die beiden Städte, welche das beste deutsche Schauspiel der Gegenwart haben, wollte er zu Aufenthaltsorten wählen, den Sommer in Dresden, den Winter in der Kaiserstadt leben.

Mit diesen Vorsätzen hatte er, rasch von schwerer Krankheit erstanden, die Rheinlande verlassen und war mit seinem Knaben und dessen Pflegerin vor der Hand im Hotel de Saxe abgestiegen, entschlossen bald eine ruhige Wohnung mit einem Garten zu suchen, in welchem der Kleine spielen könnte.

Bisher hatte Alfred zu Gertrud fast gar nicht gesprochen; so oft sie von ihrer lieben, guten Herrin redete, wandte er sich ab. Er gab ihr die nöthigen Befehle und versank dann wieder in tiefes Schweigen, welches die Dienerin nicht zu unterbrechen wagte.

In Dresden ließ er sich den Kleinen von ihr auf

sein Zimmer bringen, küßte das Kind zärtlich und sprach dann mit einer Stimme, welcher er vergebens Festigkeit zu geben bemüht war: „Gertrud, Sie haben mich mit dem Knaben hierher begleitet, Sie haben mich treu und aufopfernd gepflegt, wollen Sie ferner bei mir bleiben und das mutterlose Kind hüten? Wenn Sie es nicht thun wollen, und in meinem Hause wird es fortan still und ernsthaft sein, dann sagen Sie es mir, und ich gebe Ihnen Reisegeld; wollen Sie aber bei mir bleiben, so wird es mich um des lieben Franz willen beruhigen, und ich werde erkenntlich sein!"

„O Herr Doctor", schluchzte Gertrud, „wie können Sie so von mir denken. Niemals werde ich den lieben Kleinen verlassen; ach, meine gute Herrin, wenn —"

„Gut, Gertrud, ich zähle auf Sie; doch jetzt hören Sie noch eins, ich werde es Ihnen nie wieder sagen. Thun Sie danach, so bleiben Sie in meinem Hause; übertreten Sie nur einmal das Gebot, was ich Ihnen jetzt gebe, so sind wir sofort und auf immer geschiedene Leute. Sie sprechen niemals zu mir von der Mutter meines Franz, es sei denn, daß ich selbst davon reden sollte, und sie erzählen auch keinem Andern von Ihr. Meine Vergangenheit, Alles, Alles ist begraben mit meiner Hermine und bleibe begraben. Fremde, gleichgültige Menschen sollen von ihr nicht hören, noch von

mir und — kurz, Gertrud, Sie kennen jetzt meinen Willen!"

Gertrud nickte stumm mit dem Kopfe und verließ mit Augen voll Thränen mit dem Kleinen das Gemach. Sie war eine einfache Person, welche wenig Gelegenheit gehabt hatte, etwas Anderes zu lernen, als eben ihre Hausarbeit, aber sie besaß zwei unschätzbare Eigenschaften, welche nur die Natur verleiht, Herzensgüte und Zartgefühl. Sie hatte jetzt einen tiefen Blick in ihres Herrn Herz gethan und fühlte eine Art von Bewunderung für seinen Muth; sie sah jetzt ganz klar, daß nicht Kälte ihn so schweigsam gemacht hatte, und begriff nun, daß Männer auch leiden, wenn auch in anderer Weise als die Frauen.

Alfred hatte, um allen Fragen auszuweichen, keine Trauerkleider angelegt und auch Gertrud untersagt, es zu thun; er mischte sich unter die Spaziergänger, welche die Brühl'sche Terrasse belebten, die jetzt im vollen Herbstschmuck alle ihre Reize darbot. Wer ihn nur flüchtig beobachtete, konnte den jungen feingekleideten Mann, dessen Aeußeres schon für sich einnahm, wohl schwerlich für einen Unglücklichen halten.

In schwermüthig süße Erinnerungen verloren stand er an dem eisernen Geländer und blickte über den Elbstrom nach den Bergen, welche den Anfang der sächsischen Schweiz bilden, da fühlte er plötzlich eine Hand

auf seiner Achsel und sah, als er sich umwandte, in ein liebes, wohlbekanntes Gesicht.

„Alfred, theurer Freund, seit wann bist Du hier?"

„Seit gestern Abend, lieber Henry. Ich freue mich wahrhaft, Dich wiederzusehen!"

„Und ich, o mein Freund, mich macht es glücklich, Dich hier zu finden! Wenn ich Dir auch seit Jahren nicht geschrieben habe, bin ich doch im Herzen unverändert gegen Dich, immer noch Dein alter Getreuer!"

„Das kann ich in Bezug auf Dich auch von mir sagen; Niemand auf Erden möcht' ich jetzt lieber begegnet sein, als Dir, mein Henry."

„Und bleibst Du jetzt hier? Was sind Deine Pläne?" fragte der junge Engländer.

„Ich denke mich hier niederzulassen; vor der Hand wohne ich im Hotel de Saxe."

„Herrlich! Da wohne ich auch. Leider muß ich in sechs Tagen nach Prag, um mit meinen Verwandten zusammen zu treffen, aber ich kehre bald und allein zurück, und dann, wenn Du noch der Alte bist, wollen wir wieder zusammen leben, ein Herz, ein Sinn!"

Alfred sagte mit schmerzlichem Lächeln: „Wenn mein Ernst Dich nicht verscheucht, denn ich bin nicht mehr der heitere Bursche, der ich in Heidelberg war und den man wegen seiner steten Heiterkeit himmelblau nannte."

„Auch mir würde jetzt schwerlich der Spitzname Mr. Lustik zu Theil; ich habe jetzt das Wort lustig richtig aussprechen lernen, aber ich bin es nicht mehr.“

„Wer ist es noch mit fünfundzwanzig Jahren? Und wir beide zählen einige Jahre mehr!“

„Ich bin, wie Du mir ansehen wirst, noch ledig, werde wohl niemals heirathen, aber Du, bist Du verlobt, Alfred?“

„Wittwer, mein Henry, aber frage mich nicht weiter; lasse uns sprechen von Allem, was Du willst, nur nicht von meinem auf ewig verschwundenen Glücke. Ich bin Dir noch immer so warm und aufrichtig ergeben als zu der Zeit, wo wir einander im Mondenlicht auf der heidelberger Ruine Freundschaft bis in den Tod schwuren; es gibt keinen Dienst, den ich Dir nicht mit Freuden leisten würde, kein Opfer, welches ich Dir nicht bringen würde, aber — kurz, mein lieber Henry, ich fürchte, ich bin kein angenehmer Gesellschafter. Ich bin oft mir selbst zur Last, wie werde ich es nicht erst Andern sein!“

„Fürchte das nicht in Bezug auf mich, mein lieber Alfred, ich ertrage meiner Freunde Stimmungen und nehme dafür deren Nachsicht in Anspruch. Ich bin auch nicht mehr unbekannt in den Regionen des tiefsten Seelenschmerzes; ich habe viel innerlich erlebt, und wenn ich einen Leidensgefährten sehe, erinnere ich mich eines Gedichts,

das mir vor längerer Zeit ein münchner Student in mein Album schrieb; es lautet:

Noli tangere!

Drängt Euch nicht mit kühlen Fragen
An ein frisch genesend Herz!
Laßt es still zu Grabe tragen
Seine Todten, seinen Schmerz!
Unter Thränen bricht der Triebe
Eigensücht'ger Widerstreit,
Und der Glaube, wie die Liebe
Kommt ihm in der Einsamkeit.
Doppelt freut Euch dann die Heilung,
Tritt es vor Euch, neu erfrischt,
Daß Ihr nicht in Uebereilung,
Euch in seinen Kampf gemischt."

Alfred seufzte.

Henry sprach kein Wort; in Gedanken versunken gingen sie langsam durch die schattigen Partien des Brühl'schen Gartens, aber je weniger die Freunde zusammen sprachen, desto inniger verstanden sie sich.

Den nächsten Abend beredete Henry seinen Freund zu einer Wasserfahrt; er war ein gewandter Ruderer und hatte oft in der glücklichen Studentenzeit seinen Freund den Neckar hinauf und hinab gefahren; zuweilen waren sie nach Heilbronn geritten und dann, nachdem sie sich in der alten Stadt umgesehen hatten, den Neckar hinab

auf dem Dampfschiff heimgekehrt, oder sie hatten Henry's eigene kleine Jacht genommen. Damals hatte Alfred seine schönsten Lieder gedichtet; sie galten dem Ideale, welches er später in seiner Hermine verwirklicht gefunden hatte.

Heute fuhren sie den schönen Elbstrom hinab, aber ein Schiffer ruderte, denn Henry hatte diesen Abend dazu ausersehen, dem Freunde seine Erlebnisse zu erzählen; er fand Erleichterung im Aussprechen seines Schmerzes, während Alfred es nicht ertragen konnte, von seinem Leid zu reden oder nur eine leise Anspielung darauf zu hören.

Vielleicht lag auch der Aufrichtigkeit Henry's die liebevolle Absicht zu Grunde, den Freund dadurch von den Gedanken an das eigene Leid abzuziehen, denn er sah wohl, daß Alfred das wärmste Interesse für das innerliche Leben seines Freundes hatte.

Um nicht von dem Schiffer verstanden zu werden, begann Henry in seiner Muttersprache: „Als ich Dir in Heidelberg Lebewohl sagte, ging ich, wie Du Dich erinnern wirst, nach England zurück. Ich verließ den reizenden Musensitz, ohne mein Herz verschenkt zu haben; ich konnte mit gutem Gewissen sagen, daß kein weinendes Mädchenauge mir nachblickte, denn ich war leider stets der Mensch, die Liebe für etwas sehr Ernstes zu nehmen.

England, wie großartig, schön und lebendig es auch ist, geeignet, seine Söhne mit Stolz zu erfüllen, ist nicht das Land für mich, der ich, jung nach Deutschland gekommen, fast ganz zum Deutschen geworden bin. Ich bin kein Kaufmann; ich hatte nie Lust, mich um einen Platz im Parlamente zu bewerben, sonst wäre ich Mitglied des Unterhauses geworden, weder die Flotte noch die Armee lockte mich; mein mäßiges Einkommen von tausend Pfund reicht hin für ein behagliches Leben in Deutschland, und wenn ich später — Gott erhalte meinen würdigen Oheim noch lange! — dessen Güter und Titel erbe, werde ich auch dann nicht öfterer, als ich muß, in England leben. Mein Oheim empfing mich mit großer Freude, fragte mich aus über Alles, was ich gesehen und gelernt hatte, und hörte es sehr gern, als ich ihm versicherte, daß mein Herz noch völlig frei sei.

„Das ist gescheidt, Henry", sagte er; „ein Engländer muß eine Engländerin zur Frau nehmen, gleiche Kinder spielen am besten, und zwischen Personen von verschiedenen Nationen, selbst wenn sie einander herzlich lieben, gibt es doch zuweilen Streit oder kleine Mißverständnisse. Wir sind zu meinem Freunde, dem lieben Dekan, eingeladen, und da wirst Du außer den beiden liebenswürdigen Töchtern noch mehrere reizende Mädchen aus guten Familien sehen, von denen jede eine anständige Mitgift hat."

„Lieber Oheim", erwiderte ich lachend, „vor der Hand denke ich noch nicht an das Heirathen; wenn ich aber einmal ein Mädchen liebe, dann wird es mich wenig kümmern, in welchem Lande es geboren ist und ob es Vermögen hat oder nicht."

Der gute Onkel zog die Stirn in Falten und sagte verdrießlich: „Romanhafte Ideen, Henry. Für eine arme Frau aus guter Familie reicht Dein Einkommen nicht hin; auch spielt eine Frau, welche keine Mitgift oder Aussicht auf Erbschaft hat, in der Familie immer eine trübselige Rolle. Es kann ja gar kein richtiges Verhältniß zwischen Mann und Frau bestehen, wenn die Frau kein eigenes Geld hat und um jeden Schilling für ihre Spitzen und Bänder den Mann bitten muß."

„Und mir, Oheim, wäre diese Art von Selbstständigkeit der Frau geradezu unangenehm", erwiderte ich. „Liebte ich jemals ein reiches Mädchen, so wäre sein Reichthum mir eher eine Last als eine Freude. Es hat für mich etwas Unangenehmes, zu denken, daß meine Frau, die mir in sich selbst, in ihrer Liebe mein Lebensglück schenkte, unter meinem Dache leben, aber Alles, was sie brauchte, sich selbst bezahlen sollte."

„Nun, nun, wenn Du die schönen Töchter des Dekans gesehen hast, wirst Du schon anders denken", sagte mein

Oheim. „Ich bin nur froh, daß Dich keine Dame des Continents gefangen hat.“

„Gefangen!“ rief ich erzürnt. „Das ist so eine Ihrer wunderlichen Ansichten, bester Oheim. Die Mädchen des Continents, wenigstens die deutschen, gehen nicht mehr und nicht weniger auf Männerfang aus als Mädchen in andern Ländern; die zartfühlenden, welche sich selbst schätzen, thun es nirgends. Die Väter und Mütter, die Oheime und Tanten stiften wohl gern Heirathen und suchen nach reichen Männern und Mädchen für ihre ehemaligen Pfleglinge, aber die Mädchen, Oheim, verschonen Sie.“

Er lachte und nahm den kleinen Seitenhieb auf seine Lust, mich mit einem reichen Mädchen zusammenzubringen, gut gelaunt auf.

„Sie haben überhaupt falsche Begriffe über die Verhältnisse auf dem Continente“, fuhr ich fort. „Es gibt dort mehr Reichthum, als die Engländer, welche höchstens auf kurze Zeit nach Paris gehen oder Italien bereisen, glauben. Ueber die deutschen jungen Damen herrschen noch die wunderlichsten Vorurtheile, weil sie Manches im Haushalte besorgen; Kenntniß des Haushalts gehört zu den guten Eigenschaften gebildeter junger Damen. So halten Engländer, welche mit den deutschen Sitten unbekannt sind, dieselben für minder gebildet, ärmer

oder geringern Standes als eine junge Engländerin, welche den Tag über Romane liest, ein wenig stickt, eine Kammerfrau für sich hat und nicht weiß, wie es in einer Küche aussieht. Die Töchter deutscher Beamten und Kaufleute lernen auch Sprachen und Musik und wissen sich zu benehmen, obgleich sie sich ihre Wäsche selbst nähen, auch wenn sie von Adel sind."

„Das ist wahr", bemerkte Alfred.

„Du siehst hieraus", fuhr Henry fort, „wie sehr ich Deutschland liebe; ich konnte im Auslande niemals den leisesten Tadel Deutschlands hören, dagegen vertrage ich es freilich auch nicht, wenn uns deutsche Zeitungen da angreifen, wo wir es, meiner Ansicht nach, nicht verdienen. Nun, ich reiste mit meinem Oheim zu dem Dekan, welcher ein sehr angenehmes Haus machte, schloß mit den Söhnen Freundschaft und bewunderte die Töchter, von denen die älteste strahlend schön war; auch andere junge Damen sah ich, aber mein Herz blieb kalt, ich fühlte mich von keiner angezogen. Mein Oheim ärgerte sich über meine Unempfindlichkeit, allein was konnte er dagegen thun?

Ich mußte, nachdem wir das gastfreie Haus des Dekans verlassen hatten, meinen Oheim auf seinen schönen Landsitz begleiten; er gab viele Feste, hatte immer die beste Gesellschaft, in welcher schöne junge Mädchen nicht

fehlten, aber nicht eine einzige erregte ein tieferes Interesse in mir. Ein Jahr hatte ich in meinem Vaterlande gelebt und mich mit dem beschäftigt, was man in Deutschland Nichtsthun oder Müßiggehen nennt. Ich hatte allerdings für mich fortstudirt, Italienisch gelernt, aber nichts gethan, was Geld einbringt, ich hatte nur Geld ausgegeben; ich war völlig Herr meiner Zeit, und obgleich das für den Künstler, den Dichter ein Glück sein mag, ist es im Allgemeinen kein Glück. Es ist merkwürdig, daß das rührige, strebsame, lebhafte England unter der Gentry so viele Männer hat, die gar nichts thun, als für sich leben. Ich sehnte mich nach Abwechslung, nach Beschäftigung, womit ich irgend einem Andern nützen könnte, ja einmal kam mir der Gedanke, ich wolle Arzt werden, um einen segensreichen Wirkungskreis zu gewinnen, aber mein Oheim lachte darüber, und ich kam mir zu alt vor, um nochmals Student zu werden. Eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich meiner, und ich hatte in jener Zeit nicht einmal Lust, Dir, meinem liebsten Freunde, zu schreiben. Ich war der ewig wiederkehrenden Gesellschaften, der großen Diners, der Fuchsjagden müde und hatte keine Lust, als die Saison wieder begann, in London zu bleiben.

Eines Abends fiel es mir ein, die italienische Oper

zu besuchen; ich war, von einem Diner kommend, dazu gekleidet und trat in den hellerleuchteten Saal. Der erste Act von Mozart's schönster Oper „Don Juan", war eben zu Ende.

In ihrer Loge, neben ihrem Gemahle, saß die Königin. Sie trug ein einfaches blauseidenes Kleid und einige lebendige Azaleen im Haar. Mechanisch bewegte sie ihren Fächer; sie sah nicht heiter aus, auch Prinz Albert blickte mit einer Miene um sich, welche keineswegs Zufriedenheit ausdrückte. Jetzt hörte ich einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren neben mir zu einem ältern Herrn in deutscher Sprache sagen: „Sieh einmal die Königin und ihren Gemahl an; beide haben Alles, was die Erde bietet, und sehen doch nicht fröhlich aus."

„Vielleicht weil sie zu viel, folglich wenig zu wünschen haben. Merke Dir Goethe's Spruch, mein Sohn:

Nichts ist schwerer zu ertragen,
Als eine Reihe von guten Tagen!

„Ich", fuhr der Herr fort, „beneide keinen Fürsten der auf so hohem Platze steht, schon deshalb nicht, weil er nicht nach Belieben in der Welt umherschweifen darf."

„Das ist wahr, Papa, es geht nichts über das Reisen!" sagte der schöne Knabe.

Die mir lieben deutschen Laute riefen die heiter-

sten Erinnerungen in mir wach; mich überkam eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Deutschland. Ohne mich länger zu besinnen, stand ich auf, eilte nach meiner Wohnung unweit Hyde-Park und befahl meinem Diener, meine Sachen zu packen und Alles zu meiner Reise nach Deutschland vorzubereiten.

Als ich am andern Morgen meinem Oheim meine Absicht ankündigte, sagte er: „Du bist mündig, hast Dein eigenes Geld, also thue, was Du willst. Du wirst schon wiederkommen. Bis jetzt bliebst Du den reizendsten Frauen gegenüber kalt, vielleicht kommst Du diesmal mit einer Frau zurück. Warnungen helfen nichts, nur das lasse Dir von Deinem besten Freunde und einem alten Manne gesagt sein: Verliebe Dich lieber zehnmal oberflächlich als ein einziges Mal ernsthaft in eine Künstlerin oder in eine verheirathete Frau. Eine Künstlerin liebt ihre Kunst mehr als Dich und sehnt sich aus der glücklichsten Häuslichkeit doch immer wieder auf den Schauplatz ihrer Triumphe zurück, und die Liebe zu einer Ehefrau kann einem Manne von tiefer Empfindung leicht das ganze Leben verdüstern. Ich liebte in meiner Jugend eine Ehefrau; meine Liebe blieb rein, ich glaube auch unerwidert. Aus Schwärmerei für diese Frau wich ich jeder andern Verbindung aus; endlich, als nach und nach aus Mangel an jeder Erwiderung meine Nei-

gung zu ihr schwächer wurde, hatte ich meine Jugendjahre hinter mir und keinen rechten Muth mehr, um ein junges liebenswürdiges Wesen zu werben. So lebe ich nun ohne Gattin, ohne eine liebliche Tochter, welche mein Haus schmücken und es mit ihrem sonnigen Lächeln erhellen könnte; ich habe nur noch die Hoffnung, daß Du, mein lieber Henry, mir bald eine liebe Nichte zuführen wirst."

Das Bekenntniß des alten Mannes rührte mich; ich gelobte ihm, seinen Rath zu befolgen, und versprach ihm, sobald mein Herz für ein Mädchen spräche, an eine Verbindung mit ihm zu denken. Ich reiste über Belgien, um den Rhein hinauf nach Frankfurt und von da nach meinem lieben Heidelberg zu gehen.

Abends ziemlich spät kam ich in Köln an; es war ein lauer prachtvoller Aprilabend. Ich hatte nicht Lust, in meinem Gasthofe zu bleiben, beendete rasch mein Abendessen und ging über die Rheinbrücke. Es war schon elf Uhr und ich befand mich fast ganz allein. Jetzt gewahrte ich im Mondenlicht eine weibliche Gestalt; sie war von mittlerer Größe, Hut und Schleier verbargen ihr Gesicht, sie schaute lange hinab in den Rhein, dann wandte sie sich um und ging vor mir her. Warum ich ihr folgte, weiß ich nicht. Unwillkürlich schritt ich hinter ihr her, durch mehrere der engen Gassen der innern Stadt;

plötzlich war die Gestalt verschwunden, als sei sie in die Erde gesunken. Lache mich aus, wenn Du willst, Alfred, aber mich fröstelte, es war mir zu Muthe, als habe ich eine übernatürliche Erscheinung gesehen. Mit raschen Schritten suchte ich aus den dunklen, engen Gassen herauszukommen; mein Fuß stieß an etwas, ich bückte mich und hob einen feinen Frauenhandschuh auf. Vielleicht hatte ihn die räthselhafte Erscheinung verloren!"

Henry schwieg und sah düster vor sich hin. Alfred sagte: „Daß Dich eine Art von Schauder befiel, kann ich ganz gut begreifen; ich bin einmal am hellen Tage aus der Lorenzkirche zu Nürnberg gelaufen, weil ich mich, ohne mir darüber Rechenschaft geben zu können, mit einem Male zu fürchten anfing. Aber sprich weiter, sahst Du jene Dame wieder?"

Henry fuhr fort: „Ein Geschäftsmann würde sie vielleicht bald vergessen haben, ich dagegen hatte so recht Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen, und that es auch. Ich lief drei Tage hinter einander durch alle Gassen und Gäßchen der alten Stadt, um einer ähnlichen Erscheinung zu begegnen, aber keine von allen hatte diese reizende Mittelgröße, diesen raschen und doch schwebenden Gang, diese mit edlem Anstande gepaarte Grazie, welche ich in der mondhellen Nacht ganz deutlich

bemerken konnte. Ich ließ thöricht genug den Handschuh in der Zeitung unter den gefundenen Sachen anzeigen, als ob eine vornehme, reiche Dame, denn der Handschuh war einer von der feinsten Sorte, sich um einen verlorenen Handschuh kümmern würde.

Ich verließ Köln und reiste, ohne mich unterwegs aufzuhalten, nach Mainz, denn ich hatte schon früher das Beethoven-Denkmal in Bonn und die Festung Ehrenbreitstein gesehen.

In Mainz, das ich noch nicht kannte, beschloß ich einige Tage zu verweilen. Es war gerade das Osterfest und deshalb in den Kirchen viel zu sehen. Obgleich ich, wie Du weißt, der Hochkirche angehöre, wohne ich doch gern dem Gottesdienst der Katholiken bei und habe mich des Lächelns nie erwehren können, wenn meine hochkirchlichen Landsmänninnen die Katholiken für arme Irrende oder arge Sünder und ihre Ceremonien für Götzendienst erklärten.

Eines Tages fiel es mir gerade um die Mittagsstunde ein, in den Dom zu gehen; er war leer. Jetzt erblickte ich eine schwarz gekleidete, dicht verschleierte Dame, welche in einer Nische stand, mit einem jungen Geistlichen sprechend, ohne mich zu sehen.

„Gehe jetzt, Schwester", sagte der Geistliche in italienischer Sprache, „ich muß fort. Dich bitte ich aber, sei

nicht ferner so unvorsichtig, wie Du es schon mehrmals warst. Einmal könnte es Dich gereuen. Du weißt auch nicht, ob die Tante —" Ich schämte mich zu horchen und trat den Rückweg an, aber ich bildete mir ein, diese schwarzgekleidete Dame sei dieselbe, welche mir in Köln erschienen war.

Ich stellte mich vor die Thür des Doms, um sie, die mich im höchsten Grade interessirte, zu sehen, aber sie kam nicht zu dieser Thür heraus und endlich ging ich, des Wartens müde, nach meinem Hotel. Auch in Mainz hielt ich mich wieder auf, um vielleicht jener Dame nochmals zu begegnen, aber ich sah sie nicht. Ich ging nach Biberich, um die wundervolle Blumenausstellung in den Glashäusern des herzoglichen Gartens zu sehen, aber unter all den Damen, welche dahin wallten, war keine Dame in Trauer.

Am letzten April langte ich in Heidelberg an; als ich ausstieg, rief eine Stimme in meinem Innern: „Kehr um, kehr um!" aber ich beachtete sie nicht. Wahrhaft glücklich schritt ich durch die lange Straße dem Ritter zu, mein Diener folgte mit meinen Sachen zu Wagen; ich mußte gehen, mußte jedem Hause guten Tag sagen.

Im Ritter ward ich mit Jubel empfangen; obgleich Ferien waren, fand ich doch einige bemooste Häupter da, und Wirth und Kellner erinnerten sich meiner sogleich.

Ich konnte meinen alten lieben Bekannten mich nicht entziehen, wollte es auch nicht, also widmete ich mich ihnen den Abend; eine Partie nach Schwetzingen für den nächsten Tag schlug ich aus.

Mit dem ersten Sonnenstrahl erwachte ich; ich schlafe des Sommers in Süddeutschland niemals lange. Vor acht Uhr stand ich schon im Vorhofe des alten Schlosses. Unter einem Baume oder, wie Shakspeare sagt, unter des Laubdachs Hut saß zeichnend eine Dame in einem schwarzseidenen bis hoch an den Hals heraufgehenden Kleide. Sie hatte nichts Helles an ihrem Anzuge als einen weißen Kragen, den die Damen Stuartkragen nennen, und einige goldene Nadeln, mit welchen die Fülle des seidenweichen glänzendbraunen Haares aufgesteckt war; ihr Antlitz aber leuchtete aus dem dunklen Gewande wie ein Stern am nächtigen Himmel hervor. Ich hatte auf dem Wege von der Stadt nach dem Schlosse an die schöne Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz gedacht; ich hatte im Landhause eines meiner Verwandten ein meisterhaft gemaltes Bild gesehen, welches das wohlgetroffene Portrait der schönen Tochter Jakob's I. und ihrer Großmutter, der Königin Maria Stuart, ähnlich sein sollte; im ersten Augenblicke war ich nahe daran, diese reizende Erscheinung für die Fürstin zu nehmen, denn ich hatte mich, mit meiner lebhaften Phantasie die Gegen-

wart vergessend, in die vergangenen, ich will nicht sagen bessern, aber romantischern Zeiten versetzt.

Ich blieb lange in bewunderndes Anschauen versunken stehen, denn die schöne Zeichnerin, ganz in ihre Arbeit vertieft, bemerkte mich nicht.

Endlich blickte die Dame auf, eine dunkle Röthe überflog ihr früher etwas bleiches Antlitz; ich näherte mich ihr, verbeugte mich ehrerbietig und bat um Verzeihung, daß ich sie gestört habe. Ich weiß nicht, warum ich sie französisch angeredet hatte.

Sie lächelte und erwiderte in deutscher Sprache: „Dieser schöne Platz gehört ja nicht mir, Jeder hat das Recht, ihn zu besuchen.“ Sie legte den Zeichenstift hin und sagte: „Ich weiß nicht, soll ich den beneiden, der ihn zum ersten Male sieht, oder den, der nach längerer Abwesenheit diese Zierde Deutschlands wieder begrüßt.“

Da sie Lust zeigte, mit mir zu sprechen, so erwiderte ich: „Als Student lebte ich drei Semester hier sehr fröhlich, eine unwiderstehliche Sehnsucht zog mich hierher, vielleicht die Stimme meines Schicksals.“

„Was ist Schicksal? Ich wünschte, ich könnte an ein eisernes, unabänderliches Schicksal glauben. Doch man mag glauben, was man will, man ändert damit nichts, macht Geschehenes nicht ungeschehen und berei-

tet sich dadurch keine glücklichere Zukunft. Die wahre Philosophie ist: den Augenblick genießen, sich jedes schönen Tages freuen."

„Daß mancher Tag besonders schön sein kann, empfinde ich heute, meine Gnädige."

„Was sind Ihre Lieblingsplätzchen in dieser Gegend und welchen Punkt hier lieben Sie am meisten?" fragte sie.

„Ich weiß nicht, es geht mir damit wie mit den Tragödien Shakspeare's, den Romanen Scott's, den Gedichten Schiller's, ich habe der Lieblinge viele."

„Dann gehören Sie vielleicht zu den Naturen, welche einen großen Fonds von Liebe in sich haben", sagte sie, aber so ruhig und ohne alle Verlegenheit, daß ich sie beinahe für eine Frau gehalten hätte, obwohl sie an ihren schönen Händen nicht einen einzigen Ring trug.

Sie stand auf und bezeigte Lust umherzugehen; ich fragte und zwar etwas schüchtern, ob ich sie begleiten dürfe; sie sagte: „Warum nicht?" und sah mich dabei an wie ein Kind, halb schelmisch, halb unbefangen.

Im Laufe des Gesprächs theilte sie mir mit, daß sie im Ritter wohne, auf dem Wege zu einer Tante sei, welche in Schwaben wohne, daß sie es aber niemals über sich gewinnen könne, nach Heidelberg zu kommen, ohne einige Tage daselbst zu verweilen. „Wenn gerufen wird:

Station Heidelberg, da muß ich aussteigen", sagte sie, „und jedesmal bleibe ich dann länger und lasse die Tante —"

„Warten!" rief ich schnell.

Sie schlug in die Hände und lachte: „Ja, ja, warten!"

Ich machte die Bemerkung, daß jetzt alle Welt reise, auch junge Damen ganz allein, ohne Schutz.

„Was soll denn einer Dame im Waggon erster Klasse unter vielen anständigen Leuten geschehen? Im Hotel, wenn ich mich damenhaft benehme und meine Rechnung bezahle, stehe ich unter dem Schutze des Wirthes; jedes Weib, das sich selbst beschützt, ist beschützt!"

Wir gingen Arm in Arm oben im Schloßgarten und auf den Anlagen umher, speisten zusammen in der Restauration auf der Ruine und verlebten diesen Tag harmlos wie Geschwister und ich wenigstens glückselig.

Abends, als ich ihr im Ritter gute Nacht sagte, fragte ich: „Werden Sie morgen abreisen?"

Sie erwiderte: „Ich weiß es noch nicht gewiß, aber ich glaube, daß ich noch bleibe."

Ich konnte vor lauter Erregtheit den Schlaf nicht finden, denn sie war an diesem einen Tage für mich zu einem Wesen geworden, ohne welches ich mir kein Glück denken konnte."

„Sie wollte mit Dir spielen, war eine Kokette

schon damals fest entschlossen zu bleiben. Nicht so, mein armer Henry?"

„Höre weiter! Am andern Morgen stand ich früh auf, nach ihr fragen wollte ich nicht. Ich ging in den Frühstückssalon und saß unruhig bei meinem Thee, immer nach der Thür schauend, ob sie wohl eintreten würde. Da kamen ein dicker Kaufmann aus Norddeutschland mit Frau und Töchtern, zwei bairische Offiziere und eine bejahrte Engländerin mit drei Töchtern und einem zwölfjährigen Knaben. Letztere sprachen kein Deutsch, und der Kellner, welcher sie bediente, verstand kein Wort Englisch. Ich nahm mich ihrer nicht an, sondern verleugnete sie schmählich. Endlich sagte ich zu dem Kellner: „Ich erwarte Freunde, haben Sie noch Zimmer im ersten Stock frei?"

„Das eine, in welchem die Dame im schwarzen Kleide gewohnt hat, die diesen Morgen abgereist ist."

„Ah, die junge Dame! Sie wollte nach Schwaben."

„Das weiß ich nicht, sie fuhr heute früh nach dem Bahnhof."

Ich war wie betäubt; endlich bat ich um das Fremdenbuch; ich wußte ihre Zimmernummer, da konnte ich leicht ihren Namen entdecken. Mit flüchtiger, ausgeschriebener Handschrift stand da aufgezeichnet: Frau Josephine Durval aus Köln.

Jetzt wußte ich ihren Namen. Sollte ich ihr nachreisen nach Schwaben? Ich konnte sie dort ausfindig machen, wenn auch nicht leicht. Mein Verstand widerrieth mir diese abenteuerliche Entdeckungsreise. Sie liebte mich nicht, sonst wäre sie geblieben und hätte mir ihren Namen gesagt; sie wollte eben einen Tag in Heidelberg verleben und nicht allein herumgehen, das war Alles. Sie hatte kein Wort gesprochen, keinen Blick auf mich gerichtet, der sich nicht mit der feinsten Sitte vertragen hätte; in ihrem Gange, ihrer Art, zuweilen mehrere Fragen hintereinander zu thun, lag etwas, was mich auf den Gedanken brachte, sie sei eine sehr hochgestellte Dame, welche zu ihrem Vergnügen incognito herumreise; aber ich verwarf diese Vermuthung wieder, denn eine so junge Dame ist ja abhängig von Verhältnissen, bewachter und minder frei als ein armes Dienstmädchen. Endlich kam ich zu dem Entschlusse, in Heidelberg zu bleiben, alle Nachforschungen nach ihr zu unterlassen und mich zu bestreben, nicht anders an sie zu denken, als an ein schönes Traumbild."

„Das war sehr weise von Dir gedacht, bester Henry, vernünftiger, als ich es von Deinem poetischen Naturell erwartet hätte", bemerkte Alfred.

„Ich war einig mit mir und nahm mir vor, nachmittags nach Schwetzingen zu fahren; vorher aber wollte

ich das Schloß besuchen und auch ohne sie mich im Schatten der alten Bäume glücklich fühlen.

Ich ging langsam den Weg, den ich so oft gewandelt, dachte lebhaft an Dich und sang eins Deiner heitersten Lieder, und als ich oben stand, um mich schauend und singend, da sah ich wieder sie vor mir, die Stufen herabkommend aus dem Bau der schönen Elisabeth.

Als sie mein Staunen bemerkte, rief sie halb lachend, halb wehmüthig: „Was zieht Sie denn hierher, und warum wundern Sie sich, daß ich Heidelberg nicht lassen kann?"

„Ich glaube jetzt an Seelenwanderung und daß Sie früher als Elisabeth von der Pfalz hier wohnten; darum können Sie diese Räume nicht lassen, darum müssen Sie hier alle Jahre sein, ruhelos, vielleicht zur Strafe, weil ohne Ihren Ehrgeiz der arme Friedrich von der Pfalz niemals den thörichten Streich begangen haben würde, um einer ungewissen Königskrone und des leeren Titels Majestät willen dieses Paradies zu verlassen."

„O", erwiderte sie graziös mit einer allerliebsten Bewegung des Hauptes, „der Kurfürst Friedrich that es nicht nur aus Ehrgeiz; er wollte seiner geliebten Gemahlin die Krone auf das Haupt setzen, und Herzog Christian von Braunschweig, welcher den Handschuh der Königin an seinem Barett trug —"

„Hat sicher Elisabeth nicht wärmer und aufrichtiger bewundert, als der Mann, der Ihren Handschuh trägt, mein gnädiges Fräulein.“ Bei diesen Worten zog ich den feinen Handschuh, den ich in Köln gefunden hatte, aus meiner Brusttasche.

„Wie kommen Sie zu meinem Handschuh?“ fragte sie lebhaft.

Ich erzählte und fragte, ob Sie nicht auch im mainzer Dome gewesen sei an dem Mittwoch in der Charwoche. Sie bejahte es.

Wir promenirten wieder unter den Ruinen umher, wir fuhren nach Schwetzingen, an herrlichen, wunderbar schönen Abenden den Neckar hinauf und hinab. Wir sprachen von den verschiedenartigsten Dingen; mit jeder Stunde wurde sie mir theurer, anziehender, niemals hatte ich ein so unterrichtetes, geistvolles Weib kennen gelernt, welches dabei ganz frei von Pedanterie und der mir widerwärtigen Eitelkeit auf Talent und Kenntnisse war.

Wir fuhren auch zusammen über Mannheim und Ludwigshafen nach Speyer, den Dom zu sehen. In diesem Dome kniete sie, denn sie ist katholisch, und in diesem Dome sagte ich ihr, daß ich sie liebe. Sie wurde blaß und schwieg. Auf dem Heimwege im Waggon waren wir nicht allein, aber sie forderte mich auf,

nochmals mit ihr auf das Schloß zu gehen und oben, auf dem vom Mondlichte bestrahlten Schloßplatze, sprach sie ganz leise: „Und ich liebe Dich!"

Acht Tage lebte ich wie in einer andern Welt. Ich fragte sie, ob sie bald vor dem Altar mein werden, ob sie in England oder lieber in Deutschland leben wolle, sie solle wählen. Nach langem Schweigen erwiderte sie: „Das muß ich überlegen.""

„Und von ihren Verhältnissen sagte sie Dir nichts, und Du fragtest nicht, Henry?"

„Sie erzählte mir, ihre Aeltern seien beide todt, ihr Bruder aus freier Wahl Geistlicher, jetzt Diakonus am Dome zu Mainz. Sie habe ein kleines Vermögen, allein sie würde es nicht erhalten, wenn sie sich mit mir verbände. Ich wollte ja nur meine Josephine, weiter nichts als sie, und bat sie, mir getrost zu folgen bis Frankfurt am Main, wo der englische Geistliche uns ohne alle die vielen Vorbereitungen trauen würde, welche in Deutschland jeder Heirath vorhergehen."

„Und Du forschtest nicht nach ihrer Vergangenheit?"

„Ich liebte sie, theurer Alfred, mit allen Kräften meiner Seele, warum sollte ich an ihr zweifeln? Auch sah sie so rein, so edel und vornehm aus, daß wohl Keiner an ihrem sittlichen Werthe gezweifelt haben würde."

Alfred schüttelte den Kopf. Henry fuhr fort. „Wir

waren verlobt, sie trug meinen Ring und ich in einem goldenen Medaillon eine Locke ihres schönen Haares. Stundenlang saßen wir auf dem abgelegensten Plätzchen des Schloßgartens, ich zu ihren Füßen. Sie strich mir sanft das Haar; zuweilen ließ sie sich küssen oder küßte mich. Wenn sie, wie es ihre Weise war, plötzlich aufstand, sich vor mich hinstellte, mein Haar streichelte und mir in die Augen sah, fielen mir die Verse von Karl Beck ein:

> Sie strich mir das verworrene Haar,
> Sie hat mich geküßt, Sie hat mich gesegnet,
> Da ist mir der Ewige wunderbar
> In ihren unsterblichen Augen begegnet.

Eines Nachmittags, es regnete, saß ich in ihrem Zimmer.

„Der Himmel ist grau und trübe, die schönen Tage sind hin", sagte sie.

„Für mich nicht, mein Leben! Wo Du bist, ist Sonnenschein!"

„Würde es Dich sehr betrüben, wenn Du mich verlörest?"

„Welche Frage! Aber Du blühst wie das Leben, und habe ich Dich durch Priesters Segen, bist Du ganz mein, will ich Dich hegen und halten als mein liebstes Kleinod."

„In Numero drei“, sagte der Kellner draußen vor der Thür des Zimmers. Es wurde rasch und kurz geklopft, Josephine wurde leichenblaß und stieß einen gellenden Schrei aus. Ein ältlicher Herr, der das Ansehen eines höhern Offiziers hatte, trat ein.

Er verbeugte sich vornehm gegen mich, dann wandte er sich gegen Josephine und sagte in fließendem Italienisch: „Unbesonnene, Leichtsinnige, endlich habe ich Deine Spur gefunden! Dein Bruder brachte mich darauf. Es ist die höchste Zeit heimzukehren; in dieser Stunde noch wirst Du mit mir abreisen.“

„Nein, Oheim“, entgegnete sie, ebenfalls auf Italienisch.

Jetzt, nun ich wußte, daß jener Herr nur ihr Oheim sei, erhob ich mich und sagte: „Erlauben Sie mir auch ein Wort, mein Herr! Die Dame ist mündig und hat sich mir verlobt; mein Name ist Henry Ackland, kein geringer in meinem Vaterlande —“

„Das bezweifle ich nicht, mein Herr. Es würde mich schmerzen, wenn der Leichtsinn und die Abenteuersucht meiner Nichte Ihnen Leiden bereiten sollte, allein Sie werden sogleich einsehen, daß Sie nicht das geringste Recht an diese Dame haben, wenn ich Ihnen sage —“

„Oheim, Oheim, halten Sie ein, ich beschwöre Sie!“ rief Josephine und sank in die Kniee.

„Nein! Dieser Herr, offenbar ein Ehrenmann, soll Alles erfahren. Diese junge Dame hier ist die Tochter meines ältern verstorbenen Bruders, des Fürsten Marcolini, ich bin der Malteserritter Graf Marcolini. Aus freiem Willen vermählte sich diese Dame mit dem Fürsten Sulkovsky; er ist freilich weder ein schöner, noch ein junger Mann, allein er ist ihr Gemahl, hat sie nie gekränkt, sie, das arme Mädchen, denn ihr ältester Bruder besitzt die Güter, mit allem Luxus umgeben."

„Aber ich liebe den Fürsten nicht, ich hasse ihn; ich will nicht mein ganzes Leben hindurch elend sein. Warum zwang man mich, ein achtzehnjähriges Mädchen, dem widerwärtigen, viel ältern Manne meine Hand zu reichen!"

„Niemand zwang Dich", entgegnete ihr Oheim. „Du konntest in ein Kloster gehen, Dich unter den Schutz Deiner Schwester, der Generalin, begeben."

„Nach Rußland sollte ich ziehen?"

Er beachtete diesen Einwurf nicht, sondern fuhr fort: „Du wirst mir keinen Widerstand entgegensetzen"; noch hat Dein Gemahl Rechte über Dich, und Du wirst mir folgen. Er weiß nicht, was Du hier gethan hast; ich nehme Dich jetzt mit zu Deiner Schwester, das Weitere findet sich!"

„Und wenn ich nun fest erkläre, daß ich hier bleibe, daß ich gerichtlich geschieden sein will?" rief

Josephine mit glühenden Wangen und sah ihren Oheim fest an.

„Das wirst Du nicht thun! Wer gibt Dir das Recht, Deine ganze Familie durch einen solchen Schritt zu beschimpfen? Was, wenn Du geschieden wirst, wolltest Du thun? Du hast kein Vermögen, Deine Bedürfnisse gehen in das Märchenhafte, Dein reicher und großmüthiger Gemahl läßt allen Deinen Launen freien Spielraum; wenn Du als die Schuldige vor ihm stehst, wirst Du auf ein sehr unbedeutendes Jahrgeld angewiesen sein."

„Ich kümmere mich nicht darum; Mr. Ackland fragt nicht nach meinem Gelde", erwiderte sie und sah mich mit einem Lächeln an, das, was ich auch eben erfahren hatte, mich doch bezauberte.

„Würde Mr. Ackland sich auch jetzt, nachdem er so Ueberraschendes von mir über Dich vernommen, Dir seine Hand geben? Würde seine Familie Dich, die Katholikin, gern aufnehmen? Wirst Du, Abenteurerin, in dem ernsten, nüchternen England glücklich sein? Willst Du mit Deiner Familie ganz brechen, für welche Mrs. Ackland nicht existiren würde?"

„Mein Herr Graf", sagte ich, „bisher hörte ich nur Ihre Titel; ich bezweifle nicht, daß Ihre Familie eine ehrenwerthe, in ihrer Heimat angesehene ist, allein einer

Verbindung mit den Acklands, zu denen ich gehöre, würde sich keine Lady schämen. Erlauben Sie mir, Ihnen über meine Verhältnisse Einiges mitzutheilen."

„Mit Vergnügen stehe ich Ihnen zu Diensten, mein Herr. Wollen Sie die Güte haben, mir auf mein Zimmer zu folgen?" erwiderte der Graf.

„Oheim, verleumde mich nicht, Du kennst, Du verstehst mich nicht. Ich schwöre Dir, daß ich Mr. Ackland liebe, daß er meine erste, wahre Liebe ist. Zerstöre nicht mein ganzes Lebensglück!"

„Ich werde Mr. Ackland die Wahrheit, nur die buchstäbliche Wahrheit sagen", antwortete der Graf mit Würde und ersuchte mich, ihn zu begleiten. Er schloß die Thür des Zimmers ab, in welchem sich Josephine befand, ohne sich an mein Staunen zu kehren.

In seinem Zimmer lud der Graf mich artig zum Sitzen ein und begann: „Ich will weder meine Nichte, noch Sie, mein Herr, unglücklich sehen, darum sollen Sie so lautere Wahrheit hören, als beichtete ich. Mein Vater war ein Italiener, österreichischer Unterthan, meine Mutter eine deutsche Gräfin. Ich habe mehr von der ruhigen Gemüthsart meiner Mutter als mein Bruder, den die Leidenschaft bewog, sich mit einer schönen Sängerin zu vermählen. Sie war eine Französin, aus angesehener Familie, aber voll Intriguen, niemals ohne ein Heer

von Anbetern, mein Bruder also nicht eben glücklich. Sie starb jung; ihr ältester Sohn und Josephine haben das Naturell der intriguanten Mutter, vermischt mit der Leidenschaftlichkeit ihres Vaters, geerbt. Mein Neffe ist mündig und sein eigener Herr; seine Zwillingsschwester, ein sanftes, häusliches Wesen, wie meine gute Mutter, vermählte sich kurz vor ihres Vaters Tode mit einem russischen General aus hoher Familie. Mein jüngerer Neffe ward bei Verwandten in Deutschland erzogen und aus freiem Triebe Geistlicher. Josephine, zwei Jahre älter als dieser Bruder, machte der ganzen Familie zu schaffen mit ihren tollen Einfällen. Sie war schon als Kind sehr lebhaft, besitzt viele Kenntnisse und spielte schon in dem Kloster, wo sie erzogen werden sollte, so viel Romane, daß sie von der würdigen Aebtissin zu ihrem Vater zurückgesandt ward. Sie kannte kein größeres Vergnügen, als zu gefallen und Männer zu narren, und kokettirte in Ermangelung anderer Männer mit dem Beichtvater. Ich will nicht alle ihre kindischen Streiche erzählen, nur sagen, daß sie mit sechzehn Jahren wunderschön war. Ihre Mutter war zwar Sängerin gewesen, aber die Enkelin einer altadligen Emigrantenfamilie. Josephine wurde bei Hofe vorgestellt; ihre Ausgaben für ihre Toilette wurden kolossal. Endlich suchte sie einen jungen Mann über ihrem Stande zu gewinnen; vielleicht gefiel

er dem Dämchen, doch hatte wohl Eitelkeit viel Antheil an ihrer Neigung, und ihr Herz brach nicht, als der Prinz mit einer Erzherzogin verlobt ward. Damals munterte sie selbst den viel ältern Fürsten Sulkovsky auf; sie wurde zu der Heirath nicht gezwungen. Vielleicht hätten wir das junge Wesen davon abhalten sollen, aber Niemand in der Familie traute ihr zu, daß sie einer wahren Liebe fähig sei, und wir alle wollten nicht länger die Verantwortung haben, die junge Dame zu hüten, obgleich sie eigentlich, und davon bin ich jetzt noch überzeugt, nur gegen den Schein verstieß, in Wahrheit aber ihrer Würde nichts vergab."

Als ich hierauf eine zustimmende Bewegung machte, fuhr der Graf fort: „Meine Nichte lebte auf den Gütern ihres Gemahls beinahe ein Jahr ganz vergnügt, dann überkam sie eine mächtige Reiselust, und sie ruhte nicht, bis ihr Gemahl mit ihr nach Italien ging; sie hatte in ihm ihren Hüter und ich kümmerte mich nicht mehr um ihre Lebensweise. Der Fürst mußte endlich auf seine Güter zurück, sie begleitete ihn, aber nach einigen Monaten begehrte sie Spanien und Portugal zu sehen; auch dieser Wunsch ward ihr erfüllt. Der Fürst erkrankte; der Arzt rieth zur Heimkehr, da wurde sie matt, hinfällig, mußte nach Madeira, aber ohne den Gemahl, nur mit einer Gesellschafterin und Dienerschaft, und lebte dort,

wie ich erfuhr, sehr vergnügt, während der Fürst in Wien bei dem Arzte war, dessen Rath er schon oft und stets zu seinem Vortheil befolgt hatte. Vor zwei Jahren, als wichtige Geschäfte den Fürsten daheim hielten, ergriff sie eine unendliche Sehnsucht nach ihrer Mutter Schwester, welche in Schwaben lebt. Wie sie es anstellte, weiß ich nicht, aber Fürstin Josephine erhielt wieder ihren Willen; angeblich verweilte sie acht Wochen bei der würdigen Frau, aber ich, der ich sie seit ihrem Aufenthalt in Madeira stets im Auge behielt, erfuhr, daß sie nur acht Tage in Stuttgart bei der Tante sich aufgehalten und dann ohne Begleitung umhergeschwärmt war. Ihrer Dienerschaft hatte sie befohlen, sie in Darmstadt zu erwarten. Man hatte sie in Begleitung eines sehr schönen, berühmten Schauspielers gesehen. Dies Jahr hat sie ein Gelübde, allein nach Köln zum Grabe der heiligen drei Könige zu wallfahren, zum Vorwande ihrer Reise genommen, und der alte gläubige Mann muß sich noch darüber geschmeichelt fühlen, da sie behauptete, es in seiner letzten Krankheit gethan zu haben. Kann ein so zur Verstellung geneigtes Wesen Sie glücklich machen, selbst wenn meine Nichte von Ihnen innig geliebt würde?"

Ehe ich antworten konnte, trat Josephine herein. „Sie schlossen mich ein, theurer Oheim", sagte sie in französischer Sprache, „ich klingelte, ein Kellner klopfte

un die Thür, ich befahl ihm aufzuschließen, da bin ich. Ich glaube selbst, daß Mr. Ackland mir nicht verzeihen wird, daß ich mich ihm verlobte, ehe meine Ketten gelöst sind; auch ist es vielleicht besser für ihn und mich, wir scheiden. Ich werde diese Tage in Heidelberg niemals vergessen, ich hoffe, auch Sie, Henry, denken oft und gern an mich."

Nach diesen Worten verließ sie mich und eine Viertelstunde später sah ich sie mit ihrem Oheim abfahren."

„Und hörtest Du niemals wieder von ihr, Henry?"

„Nein, ich forschte nicht nach ihr. Ich hatte sie geliebt aus vollstem Herzen, sie hatte nur mit mir gespielt. Sie hat mich um meine Zukunft betrogen, denn so oft ich ein liebenswürdiges Mädchen sehe, steht Josephine neben ihr vor meinem geistigen Auge, und mit ihr verglichen erscheint mir jede Andere prosaisch und unbedeutend."

Alfred drückte dem Freunde die Hand; schweigend erreichten sie Dresden.

Ende des ersten Bandes.